

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

„Darüber hinaus“

Pedro Gutiérrez
Priesterliche Väterlichkeit

Benito Schneider
Fragen zur personalen
Geschlechtlichkeit

Blick in die Zeit

Buchbesprechungen

Inhalt:

„Darüber hinaus“	97
Pedro Gutiérrez	
Priesterliche Väterlichkeit	99
Benito Schneider	
Fragen zur personalen Geschlechtlichkeit	125
Blick in die Zeit	137
Buchbesprechungen	140

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: 5404 Bad Salzig, Postfach 50

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,- zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 20,- zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

„Darüber hinaus“

Der Gründer des Schönstattwerkes hatte, wie jeder, der sich ein wenig in seine Vorträge und Abhandlungen eingelese hat, ohne Mühe feststellen kann, eine Sprache von unverwechselbarer Prägung. Zu dieser Sprache gehörten Wörter und Wendungen, die geradezu den Charakter von Schlüsselbegriffen haben, so etwa das Wort „Beschleunigung“ oder die Wendung „darüber hinaus“.

Nehmen wir das „Darüber hinaus“ etwas genauer in den Blick!

Pater Kentenich gebrauchte es zum Beispiel in der Gründungsurkunde des Schönstattwerkes vom 18. Oktober 1914. Dort heißt es: „Sie ahnen, worauf ich hinziele: Ich möchte diesen Ort gerne zu einem Wallfahrts-, zu einem Gnadenort machen für unser Haus und für die ganze deutsche Provinz, vielleicht noch darüber hinaus ...“ Ein weiteres Mal finden wir die Wendung, etwas abgewandelt, in einem Brief Pater Kentenichs an den ersten Präfekten der Schönstätter Kongregation vom 9. November 1915. „Ohne auf Einzelheiten einzugehen“, so schreibt Pater Kentenich da, „möchte ich Ihnen meine Überzeugung von der providentiellen Bedeutung unserer Marianischen Kongregation ins Gedächtnis zurückrufen. Diese Bedeutung dürfte weit über die Mauern unserer hiesigen Anstalt hinausgehen.“ Ein drittes Mal schließlich gebrauchte Pater Kentenich sie in der bekannten Ansprache vom 7. April 1929: „Im Schatten des Heiligtums werden sich in den nächsten Jahrhunderten in Deutschland, ja darüber hinaus die Schicksale der Kirche wesentlich entscheiden.“

In diesem dreimaligen „Darüber hinaus“ drückt sich nicht nur eine Hoffnung und eine Verheißung aus; diese Wendung stellt vielmehr die übernatürliche Entelechie, das übernatürliche Wachstumsgesetz dar, das Schönstatt gleichsam angeboren und in die Wiege gelegt worden ist.

Das erste „Darüber hinaus“ wurde im Heiligtum der Mater ter admirabilis, am Gründungsort, beim Gründungsakt des Schönstattwerkes gesprochen. Was in den bescheidenen Mauern des Heiligtums geschah, das sollte nicht auf diesen kleinen Raum beschränkt bleiben. In der Tat breitete sich die im Heiligtum vorgenommene Gründung „darüber hinaus“ aus, zunächst in die Kongregation des Studienheims Schönstatt. Doch bildete die Kongregation nur für kurze Zeit den Rahmen der Gründung. Das entstandene Leben drängte „darüber hinaus“: während des Ersten Weltkrieges in die Außenorganisation und nach dem Krieg, 1919, in den Apostolischen Bund. Aber

auch dieser war von dem Gesetz des „Darüber hinaus“ bestimmt. Er weitete sich aus in die verschiedenen Bundesgemeinschaften, in die Apostolische Liga mit ihren Gliederungen, in die Gemeinschaften der Verbände, die Pater Kentenich 1925 zu gründen begann, und schließlich in die voll entfaltete Apostolische Bewegung, die Ende der zwanziger Jahre über den Ort Schönstatt hinaus in ganz Deutschland verbreitet war.

Indessen boten auch die Grenzen seines Ursprungslandes dem Werke keinen Halt; es wuchs auch über diese Grenzen hinaus. Die ersten Vorstöße in andere, in ferne Länder wurden noch vor dem Zweiten Weltkrieg, unter und trotz der Bedrückung durch die nationalsozialistischen Kirchenverfolger, unternommen, und die Stunde der äußersten Not im Konzentrationslager Dachau wurde mit der Proklamation der Schönstatt-Internationale durch Pater Kentenich am 18. Oktober 1944 die Stunde des offiziellen, wagemutigen Aufbruchs über Deutschland hinaus.

Nach der Heimkehr aus dem Konzentrationslager machte der Gründer sich weithin sichtbar zum Werkzeug des „Darüber hinaus“ und pflanzte sein Werk auf drei großen apostolischen Weltreisen in die verschiedenen Erdteile. Wie sehr endlich das „Darüber hinaus“ auch während der vierzehn Jahre der Trennung von seiner Gründung 1951 bis 1965 Gesetz seines Denkens und Handelns geblieben war, zeigte sich gleich bei seiner Heimkehr am Hl. Abend 1965. Schon die erste Ansprache des Heimgekehrten am 24. Dezember 1965 begann mit einem „Darüber hinaus“: „Ich könnte mit Ihnen auf der Erde bleiben; ich könnte aber auch mit Ihnen nach oben, in den Himmel steigen. Auf der Erde bleibend, wäre ja ungemein vieles zu sagen . . . Ich möchte aber nicht auf der Erde bleiben. Ich möchte mit Ihnen emporsteigen, empor zu den Sternen, empor zum Himmel.“

Bis an sein Lebensende war Pater Kentenich der Träger und Garant des „Darüber hinaus“ in seinem Schönstattwerk. Mit seinem Heimgang zu Gott ist die Verantwortung dafür an seine Gefolgschaft übergegangen. Es ist klar, daß jede Schönstattgemeinschaft sich in dem Maße als echt, als echte Gründung Pater Kentenichs erweist, als sie sich dem Gesetz des „Darüber hinaus“ unterstellt.

Priesterliche Väterlichkeit nach Pater Joseph Kentenich

Überlegungen zum Priestertum und seinem pastoralen Dienst

Von Pedro Gutiérrez

Einleitung

Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit der Lehre Pater Kentenichs, des Gründers der Apostolischen Bewegung von Schönstatt, über die Verwirklichung der priesterlichen Väterlichkeit.

Das fruchtbare Priestertum Pater Kentenichs weist die Kennzeichen eines Charismas auf, das Beachtung verdient, und in der kritischen Stunde, in der wir leben, für viele Priester eine mögliche Orientierung darstellt. Daher verpflichtet uns das Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Wirken des Hl. Geistes, der die Kirche mit seiner Weisheit leitet, die Frage zu stellen: Haben sein pastoraler Stil und seine Lehre über die Wirkweise des Priesters als Vater eine allgemeine Geltung oder eignet ihnen lediglich eine Bedeutung, die auf einen ungewöhnlichen Priester von großer persönlicher Heiligkeit beschränkt bleibt?

Diese Studie will den Nachweis führen, (1) daß die Lehre Pater Kentenichs von der priesterlichen Väterlichkeit in einer tiefen und zusammenhängenden Schau des Priesters und seines Dienstes gründet, die fest in der Sicht des hl. Paulus vom Dienst des Apostels verwurzelt ist; (2) daß auch jene charakteristischen Züge, die von Pater Kentenich, veranlaßt durch die Situation der Zeit, stärker betont wurden, auf die Quellen der Bibel und der Tradition zurückgehen. Schließlich (3) weist die Studie anhand der klaren pädagogischen Wegweisungen, die Pater Kentenichs persönliche priesterliche Tätigkeit bestimmten, nach, daß er von der entschiedenen Absicht geleitet war, jede Verformung, die das Menschliche zum Schaden der Begegnung mit Gott überbetont, von der priesterlichen Väterlichkeit fernzuhalten.

A. Priesterliche Väterlichkeit im Zusammenhang der Geschichte

Während der 58 Jahre seines Lebens als Priester begleitete und formte Pater Kentenich zahllose Priester und Priesterkandidaten durch seinen Rat, seine Exerzitienkurse und Tagungen.

Von Anfang an richtete er dabei seine pädagogische Arbeit am Priester aus auf *eine neue geschichtliche Situation*, und zwar auf eine Zeit des Übergangs und eine noch fernere Zukunft. Er war sich klar, daß das Christentum in einer langen Periode des Übergangs aufhören würde, das beherrschende Ferment des öffentlichen Lebens, der öffentlichen Meinung und des Verhaltens zu sein. Er sah für den Christen eine Zeit der Isolierung und Prüfung inmitten einer Welt voller Indifferenz und Feindschaft voraus. In seinen Augen hatte die Menschheit sich nicht nur dem Menschen und der Welt zugewandt, um sie zum Gegenstand ihres Interesses und ihrer schöpferischen Tätigkeit zu machen; sie stand vielmehr im Begriffe, sich von jeder Form der Theozentrik abzuwenden. In der gleichen Gegenwart jedoch entschleierten sich ihm auch die Umrisse einer neuen christlichen Gesellschaftsordnung, auf die hin er seine Schritte lenkte.

Deshalb richtete er seine Sorge von Anfang an auf die Wurzel: auf den Glauben und das christliche Leben. In seinen Tagungen und Exerzitien entwickelte er eine Form der Erziehung und der Selbsterziehung, um dieser geschichtlichen Situation zu begegnen. Die einzelnen Christen sollten dadurch befähigt werden, das „Leben in Fülle“ zu erlangen, sich für den Weg der Heiligkeit zu entscheiden und sich zu dem „neuen Menschen“ zu gestalten, und die neuen christlichen Gemeinschaften sollten in die Lage versetzt werden, dem Leben und dem Zeugnis ihrer Mitglieder in einer voraussichtlich feindlichen Welt die nötige Stütze zu geben.

Aus dieser Sicht versteht man eher, warum er sich an die unverfälschte Wahrheit der Kirche und ihre echten Quellen hielt und bestrebt war, dem Gott der Geschichte von einer zutreffenden Beurteilung der Stimmen der Zeit her Antwort zu geben. 1949 schrieb er: In einer solchen Zeit des Übergangs, der sich konvulsionsartig vollzieht, „braucht die Kirche wagemutige Führernaturen, die ohne schwächliche Konzessionen in Lehre und Leben festhalten am überzeitlich Wesentlichen und doch so beweglich und einführend sind, daß sie den urkatholischen Geist neue Formen schaffen lassen, die die kommende Kirche vorwegnehmen und tragfähig machen“.

Der Nutzen seiner Lehre tritt offen zutage, wenn man betrachtet, wie er für sie in den schwierigen Situationen seines Lebens — zum Beispiel im Konzentrationslager Dachau — Zeugnis ablegte und wie er gegenüber den verschiedenen Denkströmungen, die nach seinem Urteil den Dienst des Priesters am menschlichen und übernatürlichen Leben der christlichen Persönlichkeit und Gemeinschaft zurücksetzten, Stellung bezog. Man braucht nur an einige Beispiele zu erinnern:

1. Angesichts der ersten Äußerungen der liturgischen Bewegung in Deutschland, die sich einseitig auf die „objektive Liturgie“, auf die Reform der Zeremonien und der Kultstätten konzentrierte, legte er den Ton unmittelbar auf eine gelebte Liturgie, auf die persönliche Eingliederung des Christen und seiner täglichen Arbeit in das große liturgische Tun Christi, um sie — auch durch seine aszetische Bemühung — zu einem kindlichen und wohlgefälligen Opfer an den himmlischen Vater zu machen, das durch Christus, mit Christus und in Christus in der Eucharistie dargebracht wird. Diese Seite der liturgischen Erneuerung sollte für den Priester die wichtigere sein.
2. Weil er in der Kirche seines Heimatlandes eine übermäßig abstrakte Wortverkündigung feststellen mußte, die von einem gefährlichen Schweigen über die Rolle der Gottesmutter in der Kirche begleitet war, gab er der Verkündigung von der geistlichen Mutterschaft Mariens und von ihrer Stellung in der Heilsordnung als Dauergehilfin Christi in seinem Erlösungswerk neue Impulse. In dieser theologischen Schau hob er den erzieherischen Wert der Marienverehrung hervor. Dabei wußte er klarzustellen, daß eine persönliche und echte Beziehung zu ihr zu einer „vitalis Christi cognitio“ führt und so den raschesten und sichersten Weg zu einer lebendigen Aneignung des Glaubens und zur persönlichen Bekehrung darstellt.
3. Angesichts einer nivellierenden Erziehung in zahlreichen katholischen Internaten, die den Priester zu einem bloßen Lehrer oder einem reinen Wächter der Disziplin macht, wies er kraftvoll — ohne den Gehorsam und die rechtmäßige Autorität abzuwerten — darauf hin, wie notwendig es ist, die Persönlichkeit mit ihrer Originalität, mit ihrer schöpferischen Kraft und ihrer Fähigkeit zum freien, überzeugten Handeln zu wecken. Er zeigte die Notwendigkeit auf, die Kraft der Liebe anzufachen und zu bilden und ihr die Bahn zu einem selbstlosen, verantwortungsvollen Engagement gegenüber dem Mitmenschen und der Gemeinschaft zu weisen. Er zeigte Wege in Richtung einer ganzheitlichen Erziehung der christlichen Persönlichkeit. Die Einzelspsyche sollte bis in die tiefsten Schichten hinein vom Glauben durchdrungen und umgeformt werden. Deshalb sollte der Priester für ihn vor allem ein Mann sein, der die Liebe und die Ehrfurcht Christi gleichsam „verlängert“. Er sollte sich selbst erziehen, um wirksam lieben und Beweise der Liebe geben zu können wie Christus.
4. Während eine Anzahl von Autoren fordern, daß jeder Priester, um sein Menschsein zu verwirklichen, einen zweiten — oder einen ersten — Beruf

ausüben müsse, d. h. eine Lohnarbeit manueller oder geistiger Art, würde Pater Kentenich nicht müde, darzutun, daß die geistliche Vaterschaft, wenn sie den Priester in seinem Sein, Denken, Lieben und Fühlen prägt, ihm eine eindeutige psychologische Identität verleiht, seine Wünsche und Fähigkeiten integriert, sein Leben erfüllt und fruchtbar macht und ihn zu seiner Selbstverwirklichung bringt.

5. Gegenüber der Beobachtung, daß viele Priester anfangen, ihre ganze Kraft auf die Anpassung an die Zeit zu verwenden und nur natürliche Werte zu betonen, um vor allen Dingen Menschen unter Menschen zu sein, Erbauer der weltlichen Gesellschaft wie die Laien, bestand Pater Kentenich mehr denn je darauf, vom Priester als „Homo Dei“, als „Mann Gottes“, zu sprechen, der von göttlichem Leben erfüllt sein muß, der dieses Leben vermittelt und die Familie Gottes erbaut, der Vater im Glauben ist und das Gewissen der Christen bildet, so daß sie Sauerteig in der Welt sein können und ihre Strukturen verändern. Nach einem von ihm viel gebrauchten Ausdruck ist der Priester Zeuge und Repräsentant für die Wirklichkeit der Übernatur und ihre Anwesenheit in der Geschichte.

Das bisher Dargelegte zeigt, wie umfassend und vielfältig die Perspektiven waren, von denen aus Pater Kentenich die Frage des Priestertums anschnitt, um in der Kraft Gottes der Kirche und dem Klerus bei der Auseinandersetzung mit der neuen Zeit zu Hilfe zu kommen. Alle diese Perspektiven wurden von ihm, ohne sie verschwinden zu lassen, schon von früher Zeit her auf eine große, zentrale Linie zurückgeführt und dadurch zusammengefaßt und geordnet. Diese Linie besteht in der Betrachtung des Priesters als Vater. Man kann sagen, daß die Vaterschaft, verstanden als Teilnahme an der lebensschöpferischen Tätigkeit Gottes selbst, der Gesichtspunkt ist, der die Synthese seiner Darstellung des Priestertums bildet, der seine pädagogischen Leitlinien bestimmte und den er durch klare organisatorische und asketische Maßnahmen in den von ihm gegründeten Gemeinschaften zu sichern bestrebt war. Er verstand es damit, das Wesen des katholischen Priestertums in einer lebendigen und praktischen Weise in einem zentralen Grundzug zu erfassen, den er meisterhaft am Beispiel des hl. Paulus verwirklicht sah.

Um das Denken Pater Kentenichs in seiner ganzen Tiefe zu begreifen, ist es zunächst angebracht, die Art, wie der hl. Paulus seinen Dienst und seine apostolische Tätigkeit auffaßte, einer Betrachtung zu unterziehen.

B. Apostolischer Dienst und Vaterschaft nach dem hl. Paulus

1. Der apostolische Dienst als Vaterschaft. Kurzer Blick auf die Texte

Wenn der Apostel Paulus, von seinem apostolischen Eifer bewegt, das auszudrücken wünscht, was sein Dienstant in der Beziehung zu den Gläubigen ausmacht, dann benützt er mit einer offenkundigen Vorliebe Begriffe, die aus dem Umkreis der Vaterschaft und sogar der Mutterschaft genommen sind. Ein in die Tiefe gehendes Studium dieser Texte in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge macht deutlich, daß es sich nicht um rhetorische Floskeln handelt, die seiner Vorstellungskraft in einem Anfall der Begeisterung gekommen waren, sondern um eine Betrachtungsweise, die das Wesen seiner Rolle als Apostel berührt. In der Übermittlung des Evangeliums, die eine Verkündigung der in Christus verwirklichten göttlichen Heilsverheißungen darstellt, vollzieht sich eine wirkliche Lebensmitteilung.

Schon in seinem ersten Brief an die Thessalonicher scheint Paulus keine bessere Form gefunden zu haben, die Tiefe und Wirksamkeit seiner apostolischen Tätigkeit zu beschreiben, als den Vergleich mit der Rolle eines Vaters gegenüber seinen Kindern. Er vergleicht sich außerdem mit einer Mutter, die ihre Kinder liebkost, und gibt der feinfühlig und zarten Liebe Ausdruck, die ihn mit allen verbindet, die sein Wort aufgenommen haben (1 Thess 2, 7—12). In seinem ganzen Reichtum aber erscheint dieser Begriff der apostolischen Vaterschaft von den Briefen an die Korinther an. Dabei handelt es sich nicht mehr um einen Vergleich. Paulus nimmt für sich die Vaterschaft über die Gläubigen in Anspruch: Er ist es, der sie durch das Evangelium gezeugt hat (1 Kor 4, 14—16). Er erinnert zu wiederholten Malen an diese Tatsache, um die Gläubigen enger an seine Person zu binden (2 Kor 6, 12—15; 12, 14—15). Im Brief an die Galater, der von der gleichen Absicht beseelt ist, bedient er sich des Bildes von der Mutterschaft. Er ist beunruhigt, weil die Gläubigen sich von ihm zu lösen beginnen, und in dem Wunsche, sie wieder von neuem zu dem einzigen und wahren Evangelium hinzuführen, kommt er dazu, seine apostolische Arbeit mit der Schwangerschaft der Mutter zu vergleichen (Gal 4, 19). Gegen Ende seines Lebens, in seinen letzten Briefen, benützt der Apostel weiterhin ähnliche Ausdrücke. Timotheus und Titus nennt er „seine echten Söhne“ (1 Tim 1, 2; Tit 1, 4), und Onesimus, für den er bei Philemon Fürbitte einlegt, ist sein Sohn: Er hat ihn in Ketten gezeugt (Phm 10).

Diese Wendungen des hl. Paulus muß man im Zusammenhang mit dem neutestamentlichen Thema — das im Hinblick auf das Judentum so originell

ist — von dem göttlichen Leben verstehen, das den Menschen mitgeteilt wird (Joh 3, 6), und von der neuen Geburt, die die Taufe bewirkt (Tit 3, 5). Es handelt sich also nicht bloß um Bilder, sondern um einen Hinweis auf eine reale Lebensmitteilung.

2. Die Fruchtbarkeit des göttlichen Wortes

Die Fruchtbarkeit des apostolischen Dienstes rührt von der Tatsache her, das sich durch ihn das Wort Gottes mitteilt, das nicht nur eine bloße Nachricht ist, sondern die Heilsgüter, die es verkündigt, vermittelt und gegenwärtig macht.

Der Apostel ist der Überbringer des Wortes der Versöhnung, das Gott durch den Tod Jesu Christi proklamierte (2 Kor 5, 18; Röm 5, 10). Er erneuert und verlängert den drängenden Anruf der Liebe des gekreuzigten Christus in die Zeit hinein (2 Kor 5, 14; 6, 2). Dem apostolischen Worte zustimmen heißt das Kreuz annehmen als das Heil, das uns durch Gott angeboten ist (1 Kor 1, 18—21); es bedeutet das Einverständnis, Christus in seinem Tode gleichgestaltet zu werden, um teilzunehmen an seinem Leben als der wiedererweckte Sohn (2 Kor 5, 15; Röm 6, 10). Es bedeutet den Übergang zur neuen Schöpfung (2 Kor 5, 18).

Folglich betrachtet Paulus (in Übereinstimmung mit anderen Vertretern der urchristlichen Überlieferung) das Wort Gottes als *Wort des Lebens*. Das Bewahren und Behalten dieses Wortes bewirkt, daß der Glaubende vor der Welt als „Kind Gottes ohne Makel“ erscheint (vgl. Phil 2, 15 f.; Lk 8, 11 u. 21; Jak 1, 17 f.; 1 Petr 1, 23; Joh 1, 12; 1 Joh 3, 9). Deshalb ist das Wort, das der Apostel übermittelt, ein Same (vgl. 1 Kor 9, 11), der das Leben Christi denjenigen, die es im Glauben empfangen, mitteilt (1 Kor 15, 1—2 u. 42—50). Es ist das Mittel, durch das Paulus die Gläubigen „in Christus“ gezeugt hat, das heißt: insofern sie Christen sind.

3. Die Notwendigkeit des Verkündigers

Die göttliche Kraft des Evangeliums, die nicht einmal durch Ketten aufgehoben werden kann (2 Tim 2, 5), scheint dennoch — um es so zu sagen — für ihre schöpferische Fruchtbarkeit an Bedingungen gebunden. Einerseits bedarf es des Glaubens derer, die das Wort hören (Röm 10, 9 f.). Doch gibt es außerdem noch eine andere Bedingung, die der eben genannten sogar vorausgeht: „Wie sollen sie hören, ohne daß ihnen gepredigt wird?“

(Röm 10, 15). Daher hat die gleiche göttliche Initiative, die das Werk der Rettung der Welt durch Christus beschloß, auch die Vermittler zu seiner Verwirklichung eingesetzt (2 Kor 5, 18—19). Darum erneuert sich jedesmal, wenn das Wort der Verkündigung an die Menschen gerichtet wird, „die Zeit der Gnade und der Tag des Heiles“ (2 Kor 6, 1—2).

Diese Vermittlung des Wortes Gottes, die Tatsache, daß Gott durch seine Lippen spricht (2 Kor 5, 20; 1 Thess 2, 13), bringt den Apostel dazu, das Evangelium als das „seine“ zu bezeichnen (1 Thess 1, 5; 2 Thess 2, 14; 1 Kor 2, 4; 2 Kor 4, 3; Röm 2, 16 u. a. m.) und die Eigenschaften des Gotteswortes auf seine Person zu übertragen. Die selbe Macht, die gleiche göttliche Kraft, die dem Keryma eigen ist (1 Kor 2, 4—5), wohnt in der Person des Apostels als Werkzeug Gottes (2 Kor 4, 7). Dann aber kann auch die Frucht dieses Wortes, dessen Treuhänder er ist, ihm zugeeignet werden (vgl. 1 Kor 3, 5 u. 9; 2 Kor 6, 1). Folglich betrachtet Paulus die Kinder Gottes als seine eigenen (vgl. den Parallelismus der Ausdrücke 1 Kor 4, 15 u. Gal 3, 26). Der apostolische Dienst ist daher eine wirkliche Teilnahme an der Vaterschaft Gottes, des Vaters schlechthin, „von dem jede Familie“ — insofern sie von dem gleichen Vater abstammt — „ihren Namen hat“ (Eph 3, 14).

4. Die Person des Apostels ein Sakrament des übernatürlichen Lebens

Für Paulus sind Wort Gottes und Apostel, Evangelium und Verkündiger nicht zu trennen. Er identifiziert sich in einem Maße mit der von ihm verkündigten Botschaft (vgl. 1 Thess 2, 8), daß seine ganze Person ein lebendiges Evangelium wird und damit eine Vermittlerin des Lebens. Es ist nicht mehr Paulus, der lebt, sondern Christus lebt in ihm (Gal 2, 20). Das Leben und der Tod Jesu offenbaren sich an seinem Leibe (2 Kor 4, 10 f.), und deshalb überträgt sich dieses Leben auf die Gläubigen, die mit ihm in Kontakt kommen (2 Kor 4, 12).

Wie daher der Vater Christus, seinen Sohn, gesandt hat, so ist der Apostel der Gesandte Christi; er repräsentiert in der gleichen Weise wie der Herr den Vater in der Welt und zieht die Menschen zu ihm hin: „Denn Gott selbst, der da sprach: ‚Aus der Finsternis soll Licht aufleuchten‘, hat das Licht in unseren Herzen aufleuchten lassen, damit die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes, die auf dem Antlitz Christi ist, erstrahle“ (2 Kor 4, 6). Daher ist schon die bloße Anwesenheit des Apostels („eisodos“, 1 Thess 1, 9 u. 2, 1) ein Zeichen des göttlichen Segens und eine Art Sakrament des übernatürlichen Lebens. Man kann diese Wirklichkeit nicht klarer und kraftvoller aussprechen als Paulus selbst: „Gott sei Dank, der uns allezeit in

Christus im Triumphzug herumführt und den Duft seiner Erkenntnis durch uns überall offenbart. Denn Christi Wohlgeruch sind wir für Gott unter denen, die gerettet werden, und unter denen, die verlorengehen; den einen ein Geruch des Todes, der den Tod bringt, den anderen ein Geruch des Lebens, der das Leben bringt“ (2 Kor 2, 14–16).

5. *Pastorale Folgerungen; Paulus nimmt Stelle und Haltung eines Vaters ein*

Das Bewußtsein, Werkzeug der Vaterschaft Gottes für die Gläubigen zu sein, findet seinen tätigen und konkreten Ausdruck in der Methode, mit der Paulus sein Apostolat ausübt. Die Aufnahme und das Wachstum des Glaubens im einzelnen Gläubigen sowie die Sammlung und Einigung der Gemeinschaft werden auf Wegen erreicht, die auf das engste mit dieser Vaterschaft verbunden sind.

5.1. Paulus bindet die Gläubigen an seine eigene Person

Nachdem Paulus den Gläubigen das Leben als Christen vermittelt hat, benützt er das entstandene gegenseitige Verhältnis als einen Weg zu Gott. Er stellt sich in einem gewissen Sinne in die Mitte und betont mit Nachdruck seine eigene Person und Rolle. Er tut das jedoch nicht in der Absicht, etwas für sich zu bekommen oder zu behalten, sondern einzig aus dem Interesse, daß die Gläubigen durch ihn zu einer tieferen Begegnung mit Gott und Christus gelangen. Er kann zur gleichen Zeit sagen: „Ihr habt keinen Vater außer mir“ (1 Kor 4, 14), und: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Christus Jesus, den Herrn, uns aber als eure Diener um Jesu willen“ (2 Kor 4, 5).

Pater Beda Rigaux hat sehr treffend bemerkt, daß das „missionarische Apostolat Pauli niemals die Anhänglichkeit an den Inhalt des Glaubens von der Anhänglichkeit an seine Person getrennt hat. So entspricht es seinem Temperament, seinem Charakter, seinem Leben. Es entspricht in seinem Falle aber auch seinem Grundsatz“ (Les Epîtres aux Thessaloniens, Paris 1956, S. 61). Sich an Paulus binden heißt sich an Christus binden; Lukas sagt uns, daß in Athen „einige Menschen, indem sie sich dem Paulus anschlossen, den Glauben annahmen“ (Apg 17, 34). Es ist das ein Weg, den Paulus bei seinem Apostolat bewußt benutzte.

So wie in der natürlichen Ordnung die Liebe zu den Eltern der normale Weg zur Liebe des Guten ist (vgl. Spr 3, 1; Job 8, 8), so ist die Nachfolge

und die Nachahmung seiner Boten der normale Weg, Christus am besten nachzufolgen (1 Kor 11, 1; 4, 6 u. a.). W. P. de Boer zeigt das in seinem Kommentar zu 1 Kor 4, 16 mit großer Genauigkeit auf: „Der Ruf zur Nachahmung ist der Ruf eines Vaters an seine Kinder, auf seinen Wegen zu wandeln und ihm ähnlich zu werden. Indem er seine Kinder aufruft, dies zu tun, sucht er einen Prozeß anzuregen, der auf ganz natürliche Weise stattfinden sollte . . . Es war Pauli Absicht, daß die Menschen durch den Kontakt mit ihm das Christentum kennenlernen sollten. Er war sich der magnetischen Kraft einer engen persönlichen Beziehung bewußt. Er ging darauf aus, diese Kraft in den Dienst seines Herrn zu stellen“ (The Imitation of Paul, Kampen 1962, S. 153 f.).

5.2. Der Apostel ist Erzieher

Das Wachstum des Christen ist vor allem Werk Gottes (1 Kor 3, 6); aber es geschieht nicht ohne menschliche Mitarbeiter. Vor allem tragen jene Verantwortung, die mit Gott zusammenwirken, um das Fundament des neuen Lebens zu legen (1 Kor 3, 10–14). Als Vater der Gläubigen erfüllt der Apostel mit der Zeit ihnen gegenüber alle Aufgaben, die sich aus dem ersten Geschenk des Lebens ergeben. Er muß sie auf ihrem Wege so führen, bis daß ihr ganzes Leben der Würde, die sie durch den Ruf Gottes empfangen haben, entspricht (1 Thess 2, 14). Bei der Wiederkunft des Herrn sollen sie die Glorie und die Krone des Apostels sein (1 Thess 2, 19), so wie Kinder, die das Gute tun, ihren Vater verherrlichen (Sir 3, 2).

In dieser Sicht ist Paulus bemüht, alle Menschen durch seine Lehre und durch seine väterliche Ermahnung zur Vollkommenheit in Christus zu führen (Kol 1, 28; 1 Kor 4, 15–21). Sein brennendster Wunsch als Vater geht dahin, die Gläubigen vor Gott als Erwachsene betrachten zu können (1 Kor 3, 1; 2 Kor 13, 7–9).

Es ist zu betonen, daß es auch zur Erreichung dieser Ziele in erster Linie auf die persönliche Beziehung zwischen Paulus und seinen Kindern ankommt. Das trifft vor allem zu, wenn er Tadel und Züchtigung anwendet, die kein Vater seinen wahren Söhnen vorenthalten kann (vgl. Hebr 12). Die Trauer des Apostels findet ein Echo in der Gemeinde. Das Härteste am Tadel ist die Distanz, die er bewirkt; aber gerade dadurch wird die Besinnung angeregt und schließlich die Reue. Die Kapitel 6 bis 13 des zweiten Korintherbriefes bieten uns ein eindrucksvolles Zeugnis eines solchen Geschehens.

Die Freude des Paulus entspricht dem göttlichen Wohlgefallen, und seine Traurigkeit ist ein Zeichen, daß man sich von diesem Wohlgefallen ent-

fernt hat. Der Apostel macht auf diese Weise die Empfindungen Gottes und Christi fühlbar und bringt sie nahe. Seine Werkzeughaltung gestattet es, dieses alles leicht auf Gott zu übertragen, der durch ihn wirkt, und zwar in einer solchen Weise, daß die enge Beziehung der Gläubigen mit seiner Person zu einer volleren und reiferen Kindeshaltung gegenüber Gott führt.

5.3. Pädagogik aus der Grundkraft der Liebe

Seele und Geheimnis der Vaterschaft Pauli, das, was ihr Fruchtbarkeit verleiht, ist die Liebe. Indem Paulus das Evangelium von der überfließenden, gnadenhaften Liebe Gottes verkündet (1 Thess 1, 4; Eph 2, 4), wird seine eigene Liebe zu den Gläubigen so stark, daß er bereit wäre, sich für sie vollständig aufreiben zu lassen (1 Thess 2, 7; 2 Kor 12, 15). Gott hat diese Liebe in sein Herz eingegossen (Röm 5, 5). Der Apostel liebt im Namen des Vaters der Barmherzigkeit: Fortwährend empfängt er von ihm Tröstung, damit er mit Hilfe dieses Trostes die anderen trösten kann (vgl. 2 Kor 1, 3 f.).

Mit dieser Liebe verbindet sich die glühendste menschliche Zuneigung (1 Thess 2, 7; Phm 16), und obwohl diese Liebe des Paulus „gemäß dem Herzen Christi“ (Phil 1, 8) uneigennützig und edel ist (2 Kor 8, 3), so erhofft und verlangt sie eine Antwort (2 Kor 6, 13). Paulus will, daß die Herzen der Gläubigen sich an ihn binden (2 Kor 7, 2), und wenn er sich zum Diener aller macht, dann tut er es, um sie zu gewinnen (1 Kor 9, 14); es geht ihm nicht um ihre Besitztümer, sondern um sie selbst (2 Kor 12, 14).

Bei dieser Liebe liebt Paulus mit einer göttlichen Eifersucht (2 Kor 11, 2). Er will alle zu Christus hinziehen (1 Kor 9, 14). Wenn er die Gemeinde um sich sammelt, dann stärkt er ihre Einheit (1 Kor 1, 4), und bewirkt, daß sie vor der Welt als der Leib Christi erscheinen kann (1 Kor 12, 12 f.), der sein Leben und sein Bild von neuem darstellt.

Inspiriert von der Liebe des Vaters (2 Kor 11, 2), führt er seine Kinder zur vollen und bräutlichen Begegnung mit Christus (ebda.). Christus, der sich alles durch die Liebe unterworfen hat, unterwirft alles dem Vater (1 Kor 15, 28; 2 Kor 5, 14).

Der Genius des hl. Paulus — der ein „inspirierter“ Genius ist — wußte die durch die Menschwerdung Christi hergestellte Harmonie zwischen der Gnade und der Natur zu nutzen. Seine ganze Persönlichkeit stellte er in den Dienst seiner übernatürlichen Sendung. Von Christus in Besitz genommen,

wird seine Person eine Offenbarung des Vaters und ein Werkzeug seines Heilswerkes: „Alles ist euer, sei es Paulus . . . , sei es die Gegenwart oder die Zukunft. Alles ist euer. Ihr aber gehört Christus und Christus gehört Gott“ (1 Kor 3, 21–23).

C. Pater Kentenich übernimmt das Wesensstück im Denken des hl. Paulus

Wir wollen anhand einiger Texte zeigen, wie Pater Kentenich die Vaterschaft des Priesters versteht. Auf dem Hintergrund des paulinischen Denkens, das wir dargelegt haben, wird es für den Leser nicht schwierig sein, festzustellen, daß Pater Kentenich tatsächlich das Wesentliche im Denken Pauli neu realisiert und auf den Menschen von heute anwendet.

1. In der geistlichen Vaterschaft sieht Pater Kentenich eine der angemessensten Bezeichnungen der priesterlichen Sendung

1.1. Seine These

Die entsprechende Aussage Pater Kentenichs findet sich schon in seinen ersten Exerzitien und Tagungen für den deutschen Weltklerus und wurde während seiner weiteren Lehrtätigkeit durchgehalten und ausgestaltet.

1925 sagte er: „Der Priester wird Vater genannt: im kirchlich-amtlichen Verkehr mit den Gläubigen. . . Beim Confiteor, bei der Beichte ist es heute eine Formel, die hergesagt wird, ohne nachzudenken, was der Name Vater besagen will. . . Trotzdem behält die Kirche diesen bei in ihren Gebeten und offiziellen Anreden: eben weil das ontologische, objektive Verhältnis zwischen Priester und Gläubigen, Seelenführer und Seelenkind nicht besser bezeichnet werden kann.“ Und 1963 führte er aus: „Das ist meine Stellung (als Priester) in der objektiven Ordnung: Ich bin Vater. Darum soll väterliche Haltung jedem gegenüber, zumal jeder Frauenseele gegenüber, die Grundeinstellung, die Grundhaltung sein.“

1.2. Gründe und Inhalt seiner These

Für Pater Kentenich muß der Wille Gottes, wie er sich im Sein einer Wirklichkeit ausdrückt, die Norm des Handelns bilden. Häufig wiederholte er:

„Ordo essendi est ordo agendi“. So betonte er die Vaterschaft des Priesters, weil er sie in innigster Verbindung mit dem Wesen des Priestertums sah, das er immer beschrieb als „übernatürliche, vollkommene, seins- und handlungsmäßige Teilnahme am ewigen Hohenpriestertum des fleischgewordenen Wortes“.

Er legte diese Begriffsbestimmung auseinander und lehrte, daß der priesterliche Charakter, das „*signum configurativum Christi*“, eine seinsmäßige Einheit zwischen dem Heiland und seinen Priestern bewirkt (Seinsgemeinschaft), die sie befähigt, an seiner Statt, „*in persona Christi capitis*“, zu handeln. Die Sendung des Priesters ist es, die Sendung Christi fortzusetzen (Wirkgemeinschaft), und das erfordert eine totale Angleichung an den Herrn durch persönliche Hingabe an ihn (Lebensgemeinschaft).

Da aber die Sendung Christi eine Sendung der Vaterschaft ist, so ist sie es auch für seine Priester. „Der Heiland wollte einen vollgültigen, hinreißenden Beweis seiner Liebe bringen und auch die Liebe des himmlischen Vaters offenbaren; durch diese Offenbarung dann die Menschen zur Gegenliebe bewegen. Die ganze Erscheinung des Heilandes ist gleichsam die sichtbar gewordene Liebe Gottes zu den Menschen . . . Der Heiland ist das Mittel, wodurch wir zu Gott, Gottesliebe, Gottesvereinigung gelangen. ‚Niemand kommt zum Vater als durch mich‘ (Joh 14, 6). Die Kirche hat dieselbe Aufgabe wie Christus. Die Kirche ist aber ordentlicherweise tätig durch die Priester. Sie sind die Stellvertreter Christi. Deshalb muß auch die Erscheinungsform des Priesters die sichtbar gewordene Liebe des Heilandes sein und durch diese Liebe die Menschen zum Heiland, zum Vater führen“ (1925).

Christus bediente sich auch des Gleichnisses vom Guten Hirten, um von seiner väterlichen Liebe zu sprechen: „So haben wir denn gestern erneut versucht, die Vatergestalt vom Heiland uns kennzeichnen zu lassen. Der Heiland hat es getan unter dem Gesichtspunkt des Guten Hirten . . . Sie kennen die einzelnen charakteristischen Merkmale, wie der Heiland sie an sich verkörpert und wie der Heiland sie uns nahelegt. Die Merkmale: Hirtenliebe – ist also ein Stück Paternitas = Vaterliebe. Dann, zweitens, Hirtentreue = Vätertreue, und drittens, Hirtensorge = Vatersorge“ (1963).

Deshalb ist auch die Väterlichkeit des Priesters eine Spiegelung der Väterlichkeit Gottes und muß das Gepräge seiner eigenen Persönlichkeit sein: „Väterlichkeit bestimmt Gesinnung und Haltung; sie formt einen originellen Lebens- und Arbeitsstil, sie wurzelt aber allezeit in seinsgemäßer

Vaterschaft, die, metaphysisch betrachtet, Abglanz und Transparent oder Teilnahme an der göttlichen Vaterschaft ist. Diese Vaterschaft wird normalerweise nur dort zu vollendeter Väterlichkeit, wo religiöse Kindeserfahrung dem Vatergott gegenüber vorausgegangen ist und sie begleitet“ (1961).

Auf diese Weise bekundet sich die priesterliche Väterlichkeit als Zeichen des Antlitzes des Vatergottes und öffnet den Weg zu den Quellen des Lebens: „Immer wieder sollte den Generationen göttliches Leben mitgeteilt werden. Solches geschieht durch die Priester mittels der Sakramente. Wie werden aber die Menschen zu den Sakramenten gebracht? Nicht mit Gewalt. Wie werden die Menschen eindringen in den Geist und das Wesen der Sakramente und sich all der Gnaden, die durch das Reich Gottes fluten, teilhaftig machen? Wie werden überhaupt die Menschen der heutigen Zeit den ragenden Bau der Kirche Christi unter den vielen hohen Gebäuden finden und zu ihm hineilen? Praktisch dadurch, daß sie die von Gott bestellten Wegweiser betrachten und an ihnen die Wahrheit des Evangeliums ermessen. Wenn auch nicht im eigentlichen, so doch im übertragenen Sinne müßte der Priester von sich sagen können, was der Heiland beim Letzten Abendmahl von sich sagte, als Thomas fragte: ‚Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst; wie sollen wir da den Weg wissen?‘ Jesus antwortete: ‚Niemand kommt zum Vater als durch mich. Kennt ihr mich, so kennt ihr auch den Vater. Von nun an kennt ihr ihn, ihr habt ihn ja gesehen. Wer mich sieht, sieht auch den Vater‘“ (1925).

Pater Kentenich läßt sich deshalb inspirieren von der Väterlichkeit Gottes, von ihrer „Verlängerung“ in Christus und von der Aufgabe des Vaters in der Familie und beschreibt die priesterliche Väterlichkeit wie folgt: „Was heißt Vater sein? Vater sein heißt, neues Leben wecken, fördern und durch seine Autorität die Familie regieren.“ Geistliche Vaterschaft ist eine „Zeugungskraft, eine schöpferisch geistige Zeugungskraft“ (1966).

Die bisherigen Überlegungen begründen und stützen alle Folgerungen, die Pater Kentenich für Handeln und Haltung des Priesters auf der Ebene der Pädagogik und der Psychologie zieht.

2. *Priesterliche Väterlichkeit prägt Wirken und Gesinnung des Priesters*

„Wir müssen uns an Christus orientieren. In seinem Namen und in seinem Auftrag sind wir Väter. Das wirft eine sehr dringliche Frage auf: ‚Herr, was würdest du an meiner Stelle tun?‘ . . . In vielen Fällen ist die Antwort leicht:

Er würde predigen, Sakramente spenden, Messe lesen usw. In diesem Falle müssen wir fragen, *wie* der Herr das tun würde" (1925).

Es war die große Sorge Pater Kentenichs, das väterliche Sein des Priesters zur Norm des Lebens und Handelns werden zu lassen. Mit großem pädagogischen und psychologischen Scharfsinn entfaltete er beide Aspekte.

Ausgehend von der Tatsache, daß priesterliche Väterlichkeit „Lebensmitteilung“ darstellt, bestimmt seine Tätigkeit sich vorzüglich von zwei generischen Begriffen her: „Autorität sein“ (2.1.) und „erziehen“ (2.2.). Beide setzen eine persönliche Beziehung oder Bindung zwischen Priester und Gläubigen voraus, deren Kraft in der Liebe besteht (2.3.), eine Liebe, die in Gott wurzelt und schöpferisch auf ihn ausgerichtet ist (2.4.), und die deshalb im Priester bestimmte Gesinnungen und Haltungen zur Voraussetzung hat (2.5.).

2.1. Verwirklichung der Väterlichkeit heißt moralische Autorität haben

„Wiedergeburt des Vaters ist Wiedergeburt väterlicher Autorität. Es gibt eine *innere* und eine *äußere* Autorität. Beide müssen immer miteinander verbunden sein. Fehlt die innere Autorität, so wird die äußere seelenlos und deshalb wirkungslos. Ihre Funktionen gleichen einer Abrichtung oder Dressur. Sie wird nicht zur Quelle echten Lebens, widerspricht füglich der Wesenseigenart der Autorität. Autorität haben heißt ja, Autor, Urheber quellenden Lebens sein. Weil nun die vollendetste Quelle des Lebens in der Erziehung die pädagogische Liebe ist, muß innere Autorität des Erziehers als gleichbedeutend mit seiner Liebesmacht aufgefaßt werden. Diese Liebe ist ja nicht nur eine vereinigende, sondern auch eine verähnlichende Kraft; ihre Wirkung im Gegenüber ist eine umfassende Lebensübertragung“ (1961).

2.2. Verwirklichung der Väterlichkeit heißt erziehen

„Der Vater ist der Ursprung der Zeugung und Erziehung und Zucht und alles dessen, was zur Vervollkommnung des menschlichen Lebens gehört.“

„Jegliches Erziehertum ist Teilnahme am Erzieher- und Führertum Christi, Teilnahme an seinem dreifachen Führeramt: an dem Lehr-, Priester- und Hirtenamt.“

„Erziehen heißt: Leben empfangen, Leben wecken und Leben weitergeben.“

„Wir müssen uns als Erzieher bewußt werden, daß wir in der Erziehung kein Leben schaffen können; ich kann nur dem vorhandenen Leben dienen. Wo kein Leben ist, kann ich als Erzieher nichts machen. Das macht uns bescheiden.“

„Erziehen heißt: selbstlos fremder Eigenart und fremder Originalität dienen; heißt selbstlos dem großen Gedanken, den Gott in jede Persönlichkeit hineingelegt hat, und damit Gott selbstlos dienen. Diese Grundhaltung muß zur Tat werden dadurch, daß wir Ehrfurcht haben vor jedem Menschen, vor jedem Menschenschicksal, vor jeder Originalität und Fähigkeit.“

Um zu zeigen, wie man dazu kommt, zitierte Pater Kentenich oft Alban Stolz, der Erziehung definierte als „lebendige Fühlung halten“, und er erklärte das so: „... da stehe ich nicht alleine in meiner schöpferischen Kraft da. Lebendige Fühlung halten (bedeutet): das Leben, das in mir geworden ist und sprudelt, das will weitergeleitet werden. Aber (da ist) auch das Gegenüber, da treffe ich jemand, und da treffe ich auf jemand. Ich wecke Leben, ... originelles Leben, und ich nehme auch wieder originelles Leben in mich auf. Ich bin also nicht allein Erzeuger. Das Gegenüber ist auch mein Erzeuger ... Das Gegenüber ist mir gegenüber auch so Erzeuger des Lebens, wie ich ihm gegenüber, vielleicht sogar viel stärker als ich ihm gegenüber“ (1966).

2.3. Verwirklichung der Väterlichkeit heißt personale Bindungen schaffen

Die beiden väterlichen Aktivitäten, die wir vorstehend beschrieben haben, stimmen in dem gleichen Punkte überein: „Väterlichkeit ist keine Spielerei. ... das Wesentliche ist das schöpferische Zueinanderfinden.“

Auch dies leuchtet in der Art und Weise auf, wie Jesus Christus Leben mitteilte: „Der Gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe (Joh 10, 11). Was setzt das voraus, sein Leben für jemand herzugeben? Eine außerordentlich tiefe, verantwortungsbewußte Gebundenheit. Angewandt auf Menschen: Personale Gebundenheit. Das heißt: Platz in meinem Herzen lassen, seine ganze Person umfassen mit allen Kleinigkeiten.“ Das ist nicht möglich außer durch die Liebe. „Die Macht der Liebe ist immer eine schöpferische Kraft. Lieben — wir haben das ja so häufig definiert, sogar vom philosophischen Standpunkte aus — besteht im Wesentlichen in einer Lebensübertra-

gung, oder die andere Formulierung: Lieben, das ist eine vereinigende und eine verähnlichende Kraft. Eine vereinigende: das ist eben die Lebensübertragung.“

Die väterliche Liebe weckt in den anderen dieselben Haltungen, die der Priester und Erzieher hat. Darin besteht ihre tiefste Kraft. „Vaterliebe wirkt sich formell als personale Hingabe an das gottähnliche personale menschliche Du aus, sie beugt sich in tiefer Ehrfurcht vor dessen Wesensart, vor seinem Schicksal und vor seiner persönlichen Sendung. Sie bewirkt ein unerschöpfliches emporbildendes Vertrauen, will heißen: sie glaubt in allen Situationen an das Gute im Gegenüber und läßt sich nicht hindern, der Sendung des Zöglings selbstlos zu dienen. Beispiel für diese Grundhaltung ist die Erziehungsweise des Vatergottes in der Führung der gesamten Menschheit sowie der einzelnen Gliederungen und Individuen. Anschauungsunterricht bietet das Ideal des Guten Hirten, der mit seiner Gefolgschaft in einer geheimnisvollen seelischen Zweieinheit lebt — ähnlich wie das der Heiland mit seinem Vater tut — . . . Diese gegenseitige Kenntnis voneinander ist kein bloßes abstraktes Wissen. Es schließt gleichzeitig ein geheimnisreich tiefes, liebendes Ineinander, Miteinander und Füreinander in sich. Väterliche Liebe umgreift wie jede echte Liebe drei Elemente: Hingabe, Ehrfurcht und Vertrauen. Diese dreifache Grundhaltung im Erzieher weckt naturgemäß die gleiche dreidimensionale Haltung im Zögling.

Treffen diese Haltungen aufeinander, so schaffen sie die Atmosphäre, in der tiefgreifende Erziehung erst möglich ist. Im Maße das eine oder andere Element fehlt, sind Erziehungsmaßnahmen illusorisch. Sie bewirken nicht selten das Gegenteil. Kenntnis solcher Zusammenhänge ist für die gesamte Erziehung Norm und Maßstab“ (1961).

2.4. Verwirklichung priesterlicher Väterlichkeit heißt die Menschen zur Begegnung mit dem Vatergott führen

Für Pater Kantenich haben die personalen Bindungen, die aufgrund der priesterlichen Liebe zwischen dem Priester und den Gläubigen zustande kommen, als Ziel die Begegnung mit Gott, und zwar so, daß eine Verwurzelung in Gott geschieht „aus ganzem Herzen, ganzer Seele und allen Kräften“ (Mk 12, 28). Diese Hinführung zu Gott vollzieht sich durch das, was Pater Kantenich die „Weiterleitungsfunktion“ des Geschöpfes zu Gott hin nennt.

„Darf ich das wieder schlichter ausdrücken? Gott ist ein weiser Psychologe und hat den ganzen Organismus der Welt gebaut . . . Gott ist, obwohl ein Geist, doch sehr menschlich-vernünftig. Mit menschlichen Banden möchte er den Menschen an sich ziehen (Os 11, 4). Deswegen sorgt er dafür, daß wir uns an Kindesliebe, Elternliebe, bräutliche Liebe binden dürfen. Aber er zieht das Band nach oben und hat keine Ruhe, bis alles an ihn gebunden ist. Das Kernstück ist immer: organisch. Das Gesetz der Weiterleitung und Erweiterung ist immer ein Gesetz der organischen Erweiterung und Weiterleitung . . . Sehen Sie den großen Heilsplan Gottes! Gott will uns für sich haben, daran dürfen wir nicht rütteln. Er will uns absolut, mit allen Fäserchen unseres Seins, und zwar jeden Trieb: den Kindestrieb, den väterlichen, mütterlichen, schwesterlichen, brüderlichen, bräutlichen Trieb. Gott mein Alles! Gott will alle Liebestriebe bis in die letzten Verzweigungen an sich gebunden wissen. Und was bedeutet hier das Gesetz der Weiterleitung? Ich darf die Menschen bei mir nicht stehen lassen. Ich muß sehen, daß die Menschen über mich hinaus weiter wachsen hinein in das Herz Gottes. Deswegen ist es so wichtig zu unterscheiden: Gottesersatz und Ersatzgott. Der Führer darf nicht ein Gottesersatz sein; Stellvertreter Gottes, Ersatzgott darf er sein . . . Denn die Bindungen, die gottgewollten, sind da, und die soll ich mit in Gott hineinnehmen“ (1934).

2.5. Väterlichkeit setzt väterliche Gesinnung und Haltung voraus

Väterlichkeit ist nicht nur ein Tun, sondern eine Weise des Seins. Pater Kenterich zeigte diese Seinsweise auf durch die Beschreibung bestimmter Haltungen: „Väterliche Autorität schöpft ihre innere Kraft und ihr Gewicht aus der schöpferischen Kraft der Vaterliebe, der Vaterweisheit und der Vatersorge“ (1963). Solche Haltungen waren für ihn eine Spiegelung der entsprechenden Haltungen Gottes: „Während er (der Vater) sich selber liebend beugt vor Gottes Wunsch und Gesetz, um so dem Vatergott und Gesetzgeber innerlich verbunden zu sein, ist er der kraftvoll gütige Repräsentant und Wächter göttlicher Autorität und ihrer unerbittlichen Ansprüche auf menschliche Willigkeit und Folgsamkeit in seiner Familie und pflanzt so tief in Wille, Herz und Gemüt Fügsamkeit gegen das Sittengesetz als Ausdruck göttlich-väterlicher Hoheit und Liebe. Mag er Gottes Gerechtigkeit abbildlich darstellen oder seine Güte und Barmherzigkeit verkörpern: niemals entläßt er die Seinen aus seiner individuell bergenden persönlichen Hut und aus der nimmermüden schöpferischen Kraft und dem unermeßlichen Reichtum seines Herzens“ (1952).

Pater Kentenich war der Meinung, daß diese neue Beziehung zu den Menschen, die das Vatersein verleiht, vom Priester bewußt angenommen werden soll. Sie entzündet in ihm ein tiefes Verantwortungsbewußtsein für das göttliche Leben in den Seelen. Auf diese Weise wird der natürliche Trieb des Mannes, Leben mitzuteilen und zu lenken, in die übernatürliche Ordnung emporgehoben und wandelt sich in selbstlose Dienstbereitschaft.

In diesem Sinne legte er Gewicht darauf, daß väterliches Bewußtsein im Priester väterliche Gesinnungen hervorbringe, damit ihm aus dieser Haltung, die ihn bis in sein Unterbewußtsein erfüllt, bei seiner Tätigkeit Freude und Sicherheit zuwachse. Oft wies er in dieser Richtung auf das Beispiel des hl. Paulus hin, dessen Empfindungsleben ganz von seiner Väterlichkeit durchdrungen war und daher ganz im Dienste seiner Aufgabe stand.

Aus dieser Sicht maß er der Haltung der Väterlichkeit entscheidende Bedeutung als Sicherung und Ausdruck des priesterlichen Zölibates bei. Wenn der Priester die Menschen zu Gott hin ziehen will, dann muß er eine tiefe Bindung zu ihnen hin erreichen. Von allen Bindungen aber, die es unter Menschen geben kann, ist die väterliche Haltung diejenige, die ihm und seiner Aufgabe am meisten entspricht. „Diese Väterlichkeit, um die wir ringen, muß ja auch deswegen für uns eine besondere Sendung bedeuten, weil wir ja nach Gottes Plan als jungfräuliche Menschen leben wollen. Darum die große Frage: Wie kann ich als jungfräulicher Mensch die richtige Grundeinstellung zu den einzelnen Menschen, nicht etwa nur zu den Sachgebieten, sondern zu den einzelnen Menschen finden? Wo und wie das Problem oft am stärksten drückend ist: Wie mein Grundverhältnis zum anderen Geschlechte gestalten und formen? Die Antwort, so dünkt uns wenigstens, kann nur heißen: Meine Grundeinstellung muß durch und durch ausgeprägte Väterlichkeit sein. Meine Grundeinstellung dem anderen Geschlechte gegenüber, je nachdem entweder allgemeine Väterlichkeit oder, wo ein tieferes Verhältnis ist, eine ausgeprägte Väterlichkeit. Väterlichkeit müßte also ein vollendetster Teil unserer ganzen Struktur als Mann sein, auch als jungfräulicher Mann“ (1963).

3. Bedeutung der priesterlichen Väterlichkeit für unsere Zeit

Pater Kentenich schreibt dem Verständnis der priesterlichen Aufgabenstellung als Vater nicht nur eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit, sondern auch eine geschichtliche Bedeutung zu. Die Kürze dieser Studie bringt es mit sich, daß wir diesen Punkt anhand der folgenden Texte nur andeutungsweise behandeln können.

„Der größte Einfluß, den wir auf die Welt ausüben können, besteht darin, daß wir wieder Väter werden; das heißt, daß wir wieder Kinder (vor Gott) werden, um Väter zu werden, Väter, die schöpferisch das Leben gestalten“ (1963).

Das totale Desinteresse an Gott führt er darauf zurück, daß der Geist der Kindlichkeit bereits im Schoße der Familie aufgrund des Mangels wahrer väterlicher Autorität verlorengelht. Die Kirche und ihre Priester können die Welt heilen, „indem sie die Herzen der Väter den Kindern zuwenden“ (Lk 1, 17), als Träger der priesterlichen Liebe Christi, der das Antlitz des Vaters offenbart.

„Vaterlose Zeiten sind gottlose Zeiten. Sie sind fast notwendig dazu verurteilt, Atheisten verschiedenster Art in Hochkultur großzuziehen. Umgekehrt gilt aber auch der Satz: Vatererfüllte oder vaterergriffene Zeiten sind gotterfüllte und gottergriffene Zeiten . . . Die Tragödie der Neuzeit ist im Grunde die Tragödie des Vaters. Wachsend leben und bewegen wir uns in einer vaterlosen Zeit. Mehr und mehr bestätigt sich in neuester Zeit die Erfahrungstatsache, die sich in den Satz kleiden läßt: Wer in seinem Leben, zumal in Kindheit und Wachstumszeit, viel Liebesmangel und Liebeshunger aushalten mußte, wird für gewöhnlich das ganze Leben hindurch an der Liebesfähigkeit krank bleiben. Nicht umsonst spricht man heute allenthalben von der Kontaktnot, Kontaktschwäche oder der Kontaktunfähigkeit des modernen Menschen. Sie ist nicht nur eine ansteckende Krankheit gewöhnlicher Art, sie muß als eine schreckliche Seuche gebrandmarkt werden, die sich nicht nur im Verkehr der Menschen untereinander, sondern auch im geheiligten Schoß der Familie einnistet und überall Unheil anrichtet. Wie häufig muß man gestehen, daß heutige Eltern bereits Kinder von liebestörten Eltern sind. So wird verständlich, daß die Sorge für die Wiedergeburt des Vaters zu den zentralsten Aufgaben der ganzen Erziehung gehört.

Gewiß gibt es auch viele andere Anliegen in Männerbildung und -erziehung. Alle ohne Ausnahme sind — bald mehr, bald weniger — von Bedeutung. Sie wollen deshalb nicht übersehen und gestrichen werden. Man denke etwa an das heute vielerörterte Problem der zeitgemäßen Erwachsenenbildung oder an die laut ausgerufenen Forderungen des Laienapostolates . . . So könnte ich fortfahren und Aufgabe neben Aufgabe reihen, wie sie heute vom Manne gefordert werden. Jedesmal müßte ich beifügen: Das alles und vieles andere ist dringend notwendig und nützlich . . . Es kommt aber nicht an erster Stelle in Betracht. An erster Stelle steht die richtig verstandene Wiedergeburt des Vaters oder, anders ausgedrückt, die kraftvolle, vielgestal-

tige Verlebendigung eines neuen Vaterbildes, wie die heutige Zeit es nach Gottes Absicht verlangt. Der vielgehörte Schrei nach erzogenen Erziehern ist gleichbedeutend mit dem Schrei nach erzogenen echten Vätern“ (1961).

D. Richtlinien und pastorale Formen

Die Pädagogik Pater Kentenichs nimmt, wie wir gesehen haben, die wesentlichen Elemente des apostolischen Lebens des hl. Paulus auf und stellt sich in die pastorale Linie der großen Heiligen wie z. B. des hl. Augustinus und, aus jüngerer Zeit, des hl. Franz von Sales und des hl. Johannes Bosco. Nach dieser Pädagogik bringt die Väterlichkeit des Priesters eine feste und persönliche Bindung hervor, die sein Denken, sein Fühlen, sein sakramentales und außersakramentales Wirken, d. h. sein ganzes Sein, für die ihm von Gott anvertrauten Menschen in Anspruch nimmt. Diese sind ihrerseits mit dem Priester durch ein gleichermaßen festes Band verbunden und von ebenso menschlicher wie übernatürlicher Zuneigung, Ehrfurcht und Dankbarkeit erfüllt. Der tiefste Sinn dieser Beziehung besteht darin, Zeichen und Werkzeug des Hauptcharakters Christi und der Vaterschaft Gottes zu sein.

Kann es nicht geschehen, daß ein Priester seine Vaterschaft falsch auffaßt und nicht zur christlichen Freiheit führt, sondern eine unreife kindische Haltung fördert? Kann es des weiteren nicht vorkommen, daß er nicht zu Gott führt, sondern zu seiner eigenen Person und den Zugang zu Gott versperrt?

Die Frage ist berechtigt. Doch muß man darauf achten, daß es sich um ein allgemeines Problem handelt, das auch die Vater- und Mutterschaft in der Familie betrifft und ebenso die Obern religiöser Gemeinschaften, die kirchliche Hierarchie und auch, in einem weiteren Sinne, die bürgerliche Autorität.

Im Falle des Völkerapostels sicherte seine persönliche Heiligkeit das rechte Verhältnis und eine vorbildliche, fruchtbare Ausübung seiner Berufung zum Vater der von ihm gegründeten Gemeinden. Ähnliches kann man im Falle des Gründers des Schönstattwerkes sagen. Daher ist es notwendig, die Art und Weise, wie Pater Kentenich die Ausübung der amtlichen Vaterschaft unter den Priestern verbreitet sehen wollte, einer Betrachtung zu unterziehen.

Ehe wir die angesprochenen Fragen im einzelnen erörtern, ist daran zu erinnern, daß nach der Lehre Pater Kentenichs alle priesterliche Vaterschaft — nicht nur die des Apostels — ein ernstes aszetisches und religiöses Leben verlangt und die Bemühung von seiten des Priesters voraussetzt, sich selbst ein Verständnis der weisen, mächtigen und gütigen Führung des himmlischen Vaters anzueignen und sie selbst darzustellen. Pater Kentenichs pastorale Lehren gehen immer mit seinen aszetischen Hand in Hand. Wer sich selbst nicht in kindlicher Haltung dem Vatergott nähert noch die Liebe Christi und ihre Anforderungen an das Leben versteht, kann nicht als Hirte zu seinen Schafen hintreten; er nimmt sich umsonst vor, in seinem priesterlichen Leben Vater zu sein.

Als Ausdruck dieser fundamentalen Einstellung drängte Pater Kentenich bei seinen pastoralen und pädagogischen Tagungen immer auf bestimmte Ziele, Haltungen und Normen für die Lebensgestaltung, die einen sicheren Rahmen für die Ausübung einer reifen und religiösen priesterlichen Väterlichkeit bieten sollten.

1. Väterlichkeit muß zur christlichen Freiheit erziehen

Für Pater Kentenich muß der Erzieher darauf ausgehen, sich überflüssig zu machen; das heißt: Er muß zur wahren Freiheit erziehen. Das Gegenteil, so sagte er, widerspricht der menschlichen Würde und dem Stand des Gotteskinds.

1.1. Von daher versteht man sein Beharren auf dem pädagogischen Ziel aller katholischen Erziehung und Seelsorge: „Fähigkeit und Bereitschaft, in freier und tätiger Entscheidung als Glied Christi und Kind Gottes das Leben zu meistern und so das ewige Leben zu gewinnen.“

Immer wieder unterstrich er die Tatsache durch sein Wort und vor allem durch sein Beispiel: Der Erzieher hilft und dient fremdem Leben, einem Leben, das Eigentum Gottes ist. Sein Dienst muß wahre Freiheit und Selbständigkeit fördern, niemals aber Unterwerfung. So stellt er die Echtheit seiner Liebe unter Beweis.

1.2. Pater Kentenich wollte, daß die Priester den Laien eine vollständige Kenntnis der Aszese vermitteln, um sie so zu befähigen, selber die Führung Gottes zu verstehen und den Kampf, Gott treu zu bleiben, mit Erfolg zu führen. Aus seiner Erfahrung und seiner Kenntnis der spirituellen Schulen erarbeitete er eine solide Synthese der Aszese, die dem Leben der Laien in der Welt und der Psyche des zeitgenössischen Menschen angemessen ist.

1.3. Damit nicht zufrieden, gab er klare Wegweisungen für die Seelenführung und für die Leitung von Gemeinschaften, in der Absicht, sie zur christlichen Reife zu erziehen. Es dürfte nützlich sein, zur Illustration einige davon anzuführen.

a. für die Seelenführung

— Man muß auf eine solche Weise erziehen, daß jeder normalerweise in der Lage ist, sich selber zu leiten und mit der regelmäßigen Beichte auszukommen. Nur die Anfänger im geistlichen Leben, die Kranken und Personen mit mystischen Begnadigungen haben eine häufigere seelische Leitung notwendig.

— Ist ein Grund für eine häufigere geistliche Beratung vorhanden, dann soll sie nur einmal im Monat stattfinden und für gewöhnlich eine Stunde nicht überschreiten.

— Der Priester soll die Grundelemente für eine Urteilsbildung bieten, die es den einzelnen möglich machen, für sich selber den Willen Gottes wie auch die rechte Antwort darauf ausfindig zu machen. Eine Seelenführung, die selber alles angibt, oder, noch schlimmer, alles vorschreibt, engt die christliche Freiheit ein und bringt notwendigerweise schwache und für das Leben unbrauchbare Menschen hervor.

b. für die Leitung von Gemeinschaften

Hierbei war es für Pater Kentenich wichtig, daß der Priester, falls ihm aufgrund seines Amtes eine letzte Verantwortung bleibt, diese nach dem Prinzip der Subsidiarität wahrnimmt und die anderen zu einem Höchstmaß von Mitwirkung und Verantwortung einlädt. Um das zu erreichen, muß er die Führer schulen, ihnen Vertrauen schenken und die unmittelbare Leitung der Gruppen im allgemeinen in ihren Händen lassen. Im Falle von weiblichen Gruppen sollte die unmittelbare Leitung in den Händen einer Frau sein.

2. Der Priester soll zu einem Kindesverhältnis zu Gott führen, und zwar dadurch, daß er selbst Zeichen und Werkzeug der Väterlichkeit Gottes ist

2.1. Damit der Priester die christliche Gemeinde nicht um sich als ausschließlichen Mittelpunkt schart, sondern sie zu Gott und den Repräsentanten seiner Väterlichkeit führt, leitete Pater Kentenich die Priester zu einer von Kindlichkeit geprägten Beziehung zu Gott und zur allerseligsten Jungfrau als dem großen Sicherungsmittel an. Nur derjenige kann nach seiner Auffassung die Väterlichkeit Gottes in ihrer Tiefe widerspiegeln und sicher zu ihr hinführen, der selber das Herz eines Kindes hat. Wer die Erfah-

rung der Weisheit und Güte des himmlischen Vaters gemacht und sich unter dem Einfluß des Hl. Geistes den Weg des Sohnes zu eigen gemacht hat, will heißen: seinen kindlichen Gehorsam gegenüber dem Vater, sein Verhältnis zu Maria, seine Freude an den Plänen der göttlichen Barmherzigkeit und an der Verwirklichung seines Heilswerkes, der ruht nicht, bis seine geistlichen Kinder das Antlitz des Vaters gesehen und seinen weisen Willen erkannt haben.

2.2. Mit noch größerer Klarheit legte Pater Kentenich häufig die beiden Funktionen auseinander, die die Geschöpfe nach dem Plane Gottes ausüben, um die Menschen näher zu ihm zu bringen: die Anziehungsfunktion und die Enttäuschungsfunktion.

a. Die Anziehungsfunktion, die ein Geschöpf auf den Menschen ausübt, hat ihr Ziel nicht in sich selbst. Jedesmal, wenn es seine Anziehungskraft betätigt, um etwas von der Vollkommenheit Gottes mitzuteilen, zieht es zu Gott selber hin. Pater Kentenich griff damit Überlegungen des hl. Augustinus auf und lehrte, daß der Mensch ein Wesen ist, das nach dem Unendlichen, nach dem Guten und nach dem Glück sucht. Jede Spiegelung des höchsten Seins übt auf Geist und Herz des Menschen Anziehung aus, weckt in ihm eine größere Sehnsucht nach Gott, vermehrt seine Dankbarkeit gegen ihn und gewinnt ihn Tag um Tag für seinen Herrn.

Diese Anziehung nach oben übt ein Mensch, der Gott liebt, auf verschiedene Weise aus: durch sein Sein, das die Früchte des Geistes ausstrahlt; durch seine Art und Weise, Gott und die Mitmenschen zu lieben und ihnen zu dienen und schließlich durch seine Art, von Gott und seinem souveränen Willen zu sprechen. Wer mit dem Priester zu tun bekommt und in ihm ein Stück von der lebendigen Barmherzigkeit des himmlischen Vaters entdeckt und erfährt, der will an ihn gebunden bleiben; er freut sich über die Liebe, und er tut alles ihm Mögliche, um das Geheimnis der Persönlichkeit des Priesters zu erfassen und sich zu eigen zu machen: seine lebendige Verbundenheit mit Gott. Deshalb kündete Pater Kentenich als erstes Erfordernis der Väterlichkeit, daß der Priester das habe, was „Leben in Fülle“ heißt.

b. Die Hinführung zu Gott geschieht aber auch mit Hilfe einer ungewollten und schmerzlichen Funktion: der Enttäuschungsfunktion. Die persönlichen Begrenzungen, die Schwächen und Fehler rütteln früher oder später an den gegenseitigen Beziehungen und verursachen Enttäuschungen. Diese sprechen eine beredte Sprache: Das Sein, das uns enttäuscht, wie geliebt und bewundert es auch sein mag, ist nicht Gott, ist nicht der

letzte Gegenstand von Liebe und Hoffnung. Die Enttäuschungen bilden die Einladung des Menschen an seinen Mitmenschen, über alle Dinge hinaus Gott zu suchen und zu erstreben. Pater Kentenich empfahl den Priestern nicht, besondere Dinge zu tun, um diese Enttäuschung herbeizuführen. Der Gott des Lebens weiß, wann und auf welche Weise es gut ist, daß ein Priester auch auf diese Art und Weise hin zu dem einzigen Priester und seinem Vater im Himmel verweist.

Indes lehrte er seine Priester, gelehrige Werkzeuge in der Hand Gottes zu sein, um ihm nach seinem Wohlgefallen zu dienen, und das heißt: auch mit Hilfe der Enttäuschungen Führer zu ihm hin zu sein. Bei der Darlegung seiner asketischen Lehre wandte er sich immer wieder dem Thema von der kindlichen Demut zu. Er lehrte, „sich zu gefallen in der eigenen Schwachheit“, weil darin sich die Kraft und Barmherzigkeit Gottes klar kundtun (vgl. 2 Kor 12, 5 u. 9). Er lud aber auch ein zu den höheren Stufen der Demut: daran Gefallen zu finden, daß man als der erkannt wird, der man ist, das heißt: in Einfalt vor Gott zu leben, ohne den Versuch zu machen, die eigene Wirklichkeit vor den anderen zu verbergen; und endlich, sich darin zu gefallen, dementsprechend behandelt zu werden, in Übereinstimmung mit dem, was man wirklich ist. So erzog er zur Loslösung und zur Demut. Das ist die schlichte Demut, die allen Schein beiseite läßt und sich freut, nach oben zu zeigen, hin zu dem, von dem jede gute Gabe kommt.

- 2.3. In der Absicht, keinen Zweifel über den vermittelnden und geistlichen Charakter der Väterlichkeit des Priesters Platz greifen zu lassen, trug Pater Kentenich immer bestimmte pastorale Leitlinien und Verhaltensweisen vor, die dieser Wahrheit Ausdruck und Sicherung verleihen sollten. Zu ihnen gehören:
- Die kindliche Bindung an den Priester darf kein „ut finale“ sein für sein Handeln. Es ist seine Aufgabe, zu Gott zu führen, zur Gottesmutter, zum Nächsten. Das kindliche Vertrauen muß das freie und dankbare Echo sein auf den uneigennütigen Dienst, den der Priester leistet.
 - Pater Kentenich riet davon ab, dem Priester gegenüber die Anrede zu gebrauchen, mit der man zuhause familiär den Vater anspricht, wie: Vater, Papa usw. Der Priester soll Vater sein, nicht jedoch sich Vater nennen lassen. Außerdem sind auf die geistliche Vaterschaft nicht alle Äußerungen der Zuneigung zu übertragen, die im intimen Kreise der Familie üblich sind.
 - Der Priester soll keine Zeichen der Zuneigung oder des physischen Kontaktes pflegen, die über die üblichen Formen der Begrüßung hinausgehen.

In dieser Weise bekundet sich besser die geistliche Natur der Beziehung und findet ihre Sicherung.

— Beim Sprechen über die Seelsorge an den Frauen war Pater Kentenich von einer besonderen Sorgfalt geleitet. Er war überzeugt, daß die einzige Art der Beziehung, die seelsorglich gesehen, Frucht bringt, normalerweise die Vater-Kind-Beziehung ist. Deshalb schützte er sie und empfahl dem Priester unter anderem, in persönlichen Angelegenheiten Zurückhaltung zu wahren, keine Formen der Vertraulichkeit zu pflegen und im Umgang respektvoll das „Sie“ anzuwenden.

Seine Maxime für den Umgang des Priesters mit der Frau, die er oft wiederholte, lautete: „Innerlich unbefangen, äußerlich unberührt.“

E. Abschließende Bemerkungen

In der Einleitung zu dieser Studie stellten wir die Frage nach der Allgemeingültigkeit des priesterlichen Lebensstiles Pater Kentenichs, und im Gefolge davon fragten wir weiter, ob dieser Lebensstil vielleicht einen Weg darstelle, den man allen Priestern empfehlen kann.

Aus unseren Darlegungen ergeben sich klar die nachstehenden Folgerungen:

1. Die Konzeption des Priestertums als geistliche Vaterschaft, die Pater Kentenich entwickelt und gelehrt hat, steht in voller Übereinstimmung mit der Konzeption des hl. Paulus vom Amt des Apostels, wie sie in der Tradition der Kirche festgehalten worden ist.
2. Es besteht auch eine enge Übereinstimmung zwischen den pastoralen Richtlinien und Haltungen, die Pater Kentenich praktizierte und lehrte, und den Methoden und Haltungen des hl. Paulus. In dieser Hinsicht vertreten beide ausdrücklich eine Pädagogik, die auf der Liebe aufbaut. Diese Pädagogik ist keine andere als die Gottes selbst, die der hl. Augustinus meisterhaft in die Worte faßte: „Nulla est enim maior ad amorem invitatio, quam praevenire amando“ (De catechizandis rudibus IV 7, PL XL, 314).
3. Pater Kentenichs Lehre über das Priestertum ist theologisch und pastoral so solide; die von ihm aufgezeigten Wege und Sicherungen, um diese Lehre im Leben zu verwirklichen, zeugen von einem solchen Verantwor-

tungsbewußtsein, und die beispielhafte und für die Kirche fruchtbare Form, in der er sie praktizierte, stellen eine hinreichende Garantie dar, daß jeder, der sie befolgt, zum Kern seiner priesterlichen Sendung vordringt und auf einem fruchtbaren, gottgefälligen Wege wandelt.

Die Grenzen der vorliegenden Arbeit gestatten es nicht, aufzuzeigen, wie das hier über das Denken des hl. Paulus Dargelegte in innigstem Zusammenklang steht mit dem, was die anderen inspirierten Autoren über das Dienstamt der für die Gemeinschaft der Kirche Verantwortlichen und über die Sendung der Jünger des Herrn lehren. Ebensovienig können wir näher ausführen, wie der Gedanke der geistlichen Vaterschaft des Bischofs und des Priesters in der Tradition der Kirche hochgeschätzt wurde und ein Wissen darstellt, das seit Ignatius von Antiochien, Augustinus und vielen anderen in der Kirche von Generation zu Generation überliefert wurde und in den Weisungen des Lehramtes wie auch in den Konstitutionen und Dekreten des II. Vatikanischen Konzils Ausdruck fand.

Wir stehen nicht an zu behaupten, daß Pater Kentenich mindestens zwei wichtige Beiträge zur Bereicherung dieser Tradition geleistet hat. Der eine besteht darin, daß er den Lebensgesetzen, die in der Tradition enthalten sind, auf dem Felde der Ascese, der Pädagogik und der Psychologie Ausdruck verliehen hat. Der andere, vielleicht der größte — dessen Entfaltung wir hier nicht unternehmen konnten — ist darin zu sehen, daß er den Zusammenhang zwischen diesem alten Wissen der Kirche und der Fruchtbarkeit der Liebe und Bindung des Priesters an die allerseligste Jungfrau sichtbar gemacht hat.

Es besteht auch eine enge Übereinstimmung zwischen den pastoralen Richtlinien und Haltungen, die Pater Kentenich praktizierte und lehrte, und den Methoden und Haltungen des hl. Paulus. In dieser Hinsicht vertreten beide ausdrücklich eine Pädagogik, die auf der Liebe aufbaut. Diese Pädagogik ist keine andere als die Gottes selbst, die der hl. Augustinus meisterhaft in die Worte faßt: „Nulla est enim maior et amorem invitatio, quam praevenire amando“ (De catechizandis rudibus IV 2, PL XL, 314).

Pater Kentenichs Lehre über das Priestertum ist theologisch und pastoral so solide; die von ihm aufgezeigten Wege und Sicherungen, um diese Lehre im Leben zu verwirklichen, zeugen von einem solchen Verantwort-

Fragen zur personalen Geschlechtlichkeit

Von Benito Schneider

Die Fragen um die angestammte katholische Ehemoral wollen nicht verstummen. Und was sie besonders aktuell und brisant erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß im Raume der Kirche sich die Geister unter den Theologen scheiden. Schon 1968 präzisierte Prof. Gustav Ermecke den springenden Punkt zur kirchlichen Ehemoral so: „Das eigentliche Problem besteht heute ‚noch‘ darin, ob auch der eheliche Akt selbst in seinem physischen Vollzug im Dienste der Geburtenregelung manipuliert werden darf. Hier stehen sich nach wie vor die Meinungen kraß einander gegenüber. Denjenigen, welche eine solche Manipulation, weil mit den bislang noch geltenden kirchlichen lehramtlichen Äußerungen unvereinbar, verwerfen, wird ‚Engstirnigkeit‘, ‚Kasuistik‘, ‚Lebensfremdheit‘, ‚Physiologismus‘ u. a. vorgeworfen. Im Hinweis auf biologische Erkenntnisse verwirft man die bisher geltende Ansicht, jeder einzelne Akt müsse ‚aptus ad generationem‘, geeignet zur Zeugung sein, da das von der Beschaffenheit der menschlichen Natur nicht intendiert sei, also auch nicht als natürlich-sittliche Pflicht auferlegt werden könnte.“ („Darf der eheliche Akt manipuliert werden?“ Dt. Tagespost 1./2. III. 1968). Gleich hier sei darauf verwiesen, daß die, die nach Ermecke den Verteidigern der angestammten kirchlichen Ehemoral „Physiologismus“ vorwerfen, mit dem gleichen „Physiologismus“ eine andere Ehemoral begründen wollen, indem sie aus der Tatsache, daß nicht jeder eheliche Akt Zeugung bedeutet, die These ableiten, man könne gar nicht die Pflicht auferlegen, jeden Akt auf Zeugung auszurichten, wie Paul VI. das in „Humanae vitae“ verlangt.

Schon hier wird deutlich, daß man nicht die Einzelfrage für sich behandeln kann, erst recht nicht den Einzelaspekt an ihr, sondern verwiesen wird auf den Gesamtzusammenhang der menschlichen Geschlechtlichkeit im Rahmen der geistigen Person, die der Mensch nun einmal ist. Wenn man aus dieser Perspektive, wie es üblich geworden ist, den personalen Bezug oder die personale Liebeshingabe der Eheleute stärker berücksichtigen will im ehelichen Akte, so verlangt das auch danach, diesen weiteren und umfassenderen Zusammenhang besser ins Auge zu fassen. Aber dann ergibt sich sofort die Frage, ob man nicht auch den Aspekt „Liebe“ in den ehelichen Akten ebenfalls erst in den größeren Zusammenhang allgemein menschlicher Liebesfähigkeit stellen muß. Manche Autoren tun das schon, ja, sie

haben dabei auch manchmal die übernatürliche Liebe mit vor Augen. Wenn man allerdings aus der Perspektive der geschlechtlichen Liebe im engeren Sinne über geistige oder übernatürliche Liebe sprechen will, so ist das nicht immer das gleiche, als wenn man umgekehrt aus der Perspektive allgemeinmenschlicher geistiger, und dann auch übernatürlicher Liebe, die geschlechtlich-eheliche Liebe untersucht. Unter dem ersten Gesichtspunkt tut es beispielsweise Weihbischof Reuß in seinem Büchlein „Geschlechtlichkeit und Liebe“ (Mainz 1964). Reuß sagt durchaus vieles, was recht ist, aber der Leser gewinnt nicht den Gesamteindruck, daß die im engeren Sinne geschlechtliche Liebe nur eine Sonderform von Liebe ist, wobei der Zusammenhang zu einer allgemeinmenschlichen Liebe erst als übergreifende normierende Kraft das Blickfeld beherrschen müßte. Denn die letztlich normierende Kraft der geschlechtlichen Liebe im engeren Sinne (*amor sexualis*) liegt in der allgemein menschlichen Liebe, diese natürlich und übernatürlich verstanden. Die menschliche Person ist auch der eigentliche Träger der Geschlechtsliebe.

Unter diesem Gesichtspunkte würden wir viel lieber den klarer über Geschlechtlichkeit hinausgreifenden Darlegungen zum Thema Liebe von Franz Böckle folgen in „Geschlechtliche Beziehungen vor der Ehe“ (Franz Böckle / Josef Köhne — Mainz 1968). Böckle unterscheidet sehr deutlich zwischen „Liebe und sittliche Norm“ und „Liebe im geschlechtlichen Verhalten“. Zu dem ersten Punkte arbeitet Böckle gut und einleuchtend heraus, daß die Liebe überhaupt der Sinn des Christentums, seiner Moral und aller Tugenden ist. Böckle nähert sich dem Thema der geschlechtlichen Liebe aus der Perspektive einer sie übergreifenden höheren und allgemeinen Liebe, wie sie dem Wesen des Christentums zugrunde liegt, aber auch der allgemeinen Wesensart des Menschen entspricht. Wir wollen ihn selbst in einem größeren Zitat hören: „Wenn wir das Neue Testament befragen, was Liebe sei, dann werden wir immer wieder auf das Beispiel Christi verwiesen. ‚Darin besteht die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt und seinen Sohn als Sühnopfer für unsere Sünden gesandt hat‘ (1 Jo 4, 10). Es ist dies das ganz und gar Unwahrscheinliche, Unfaßbare an der göttlichen Liebestat, daß Gott in seinem Sohn zur Welt spricht: Ich liebe dich, du Welt, ich liebe dich, du Mensch! Obwohl du mich nicht geliebt hast, liebe ich dich und nehme dich an! In dieser Liebe liegt unser Heil, und in dieser Liebe offenbart sich uns auch das, was man die Unterscheidung des Christlichen nennt. Es ist die Offenbarung, daß Gott den Menschen unendlich liebt und daß wir uns deshalb in *dieser* Liebe lieben dürfen und lieben sollen. In seiner Liebeshingabe an Gott für seine Brüder hat Christus die Menschheit mit Gott versöhnt und den Menschen jene Kraft gezeigt und zugleich eröffnet, in der die Welt umgestaltet und die Menschheit zum

Frieden und zur Ordnung geführt werden kann. Die Liebe ist eine welt-schöpferische und weltordnende Kraft, indem sie nicht begehrt, sondern sich schenkt. Lieben heißt den absoluten Wert eines anderen außerhalb seiner selbst anerkennen. ‚Die Liebe ist langmütig, sie ist gütig, sie ist nicht eifersüchtig . . . sie sucht nicht den eigenen Vorteil, sie läßt sich nicht erbittern . . . alles deckt sie zu, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles erträgt sie!‘ (1 Kor 13, 4–7). Sie tut eigentlich all das, was ‚man‘ für gewöhnlich nicht tut. Die Liebe, die hier gepredigt wird, ist tatsächlich so radikal, so absolut, so wirklich die Subjektivität als bloßen Besitz seiner Selbst überwindend, ‚daß sie nur möglich ist von einem Absoluten her geschehend, das wir nicht selbst sind, das sie als ihre Liebe uns zuschickt, das wir Gott nennen‘, so daß auch von hier aus die letzte innere Einheit der Gottes- und Nächstenliebe sichtbar wird. Diese Liebe ist in ihrem Ursprung göttlich, und darum verdient nichts unter den Menschen den Namen Liebe, was nicht von Gott kommt und auf Gott hingeordnet ist. Wenn uns im Bruder, im Freund oder im Gatten nicht Gott begegnet, wenn in der Liebe kein Atem aus der Unendlichkeit herweht, wenn ich den Geliebten nicht mit einer Liebe lieben kann, die von viel weiter herkommt als mein endliches Liebesvermögen, dann ‚wird es sich nicht verlohnen, das Abenteuer zu bestehen, denn es wird den Menschen weder seines Kerkers noch seiner Einsamkeit entledigen‘.

Trotzdem ist die Liebe dem Menschen nicht fremd. Gott liebt uns ja in seinem Christus, er liebt uns *in Menschengestalt*; unsere menschlichen Liebeskräfte sollen weder ausgeschaltet noch überspielt werden. Die Liebe, von der hier gesprochen wird, setzt ein menschliches Liebenkönnen voraus und schenkt diesem Können jene wahre Erfüllung, auf die der Mensch seit Urbeginn der Schöpfung angelegt ist, die er aber aus eigener Kraft nicht erreichen kann. Die wahre Liebe ist ganz menschliche Liebe, d. h. sie erfaßt den ganzen Menschen in allen Schichten seines Seins“ (S. 12–13).

Böckle legt dann auch gut dar, wie die Lehre von der alles tragenden und durchdringenden Macht der Liebe durch die Apostel konkretisiert „zu sittlichen Weisungen“ wurde. Die Apostelbriefe sind nicht auf moraltheologische Systematik oder isolierte Spitzfindigkeiten angelegt, sondern auf die Konsequenzen aus der alles überragenden Liebestat Christi und seiner Erlösung.

Böckle unterscheidet allerdings auch nur den Eros von der Agape. Wir würden doch lieber von natürlicher und übernatürlicher Liebesfähigkeit sprechen. Und in der natürlichen Liebesbefähigung des Menschen gibt es die triebhafte Liebe als Naturdrang, als blinden Impuls auf der einen Seite, und auf der anderen die geistige Liebesfähigkeit des Menschen als Person.

Beide greifen allerdings so ineinander über, daß wir von natürlicher Liebesfähigkeit des Menschen sprechen, die von der Person getragen ist bis hinab in den Bereich der Triebimpulse. Die übernatürliche Liebe durchdringt und erhebt die natürliche Liebe, sie hilft der natürlichen Liebe im Rahmen eines höheren Sinnganzen zu ihrem vollen Siege. Wenn wir heute von personaler Geschlechtlichkeit sprechen — und so tut es Böckle —, so ist damit zunächst einmal gesagt, daß die Liebeshingabe der Eheleute in den ehelichen Akten von der liebegetragenen personalen Gottesliebe her eine höhere Weihe empfängt, die dem Liebesakt, der schon rein natürlich ein tiefes Erleben einschließt, eine tiefere Sinnfülle sichert. Die Gatten erleben sich eins in der Liebe zu einem Dritten, der ihr Tun bestätigt, bejaht, segnet. Hier wird Gnade und übernatürliche Liebe als Naturüberhöhung und -bereicherung erlebt.

Aber auch das eheliche Leben und die eheliche Liebe lebt nur in einzelnen Höhepunkten aus der ehelichen Liebesvereinigung in den ehelichen Akten. Auch hier wäre Isolierung gleich Verfälschung. Der eheliche Alltag lebt letztlich von jener allgemeinmenschlichen Liebe, die man auch anderswo, also außerhalb der ehelichen Gemeinschaft, üben und leben muß. Hebt man das nicht klar genug hervor, dann wird das viele Reden von der personalen Liebe unweigerlich zu einer Einengung der allgemeinmenschlichen Liebe auf Geschlechtsliebe führen. Liebe unter Eheleuten ist zwar immer auch vom Geschlecht her differenziert; denn menschliche Geschlechtlichkeit darf man nicht einfach gebunden sehen an die Triebkraft im Menschen. Das war nach P. Kantenich die verkürzte Sicht des hl. Augustinus von der menschlichen Geschlechtlichkeit. Während aber heute viele Autoren gegen die verengte Auffassung von Geschlechtlichkeit bei unserem Kirchenlehrer zu Felde ziehen, merken sie nicht, wie sie ihr in anderer Weise „verfallen“ sind, indem sie die eheliche Liebe immer nur im Bereiche der erotischen Erregung im Auge haben, während auch unter Eheleuten eine geistige und höhere Liebe die gegenseitige Atmosphäre im Alltag bestimmt, die zugleich eigentlich geschlechtliche Regungen viel weniger oft erwarten läßt, als viele das meinen möchten. Der Mensch ist auch als ehelicher Mensch geistige Person, die zentral von allgemein menschlicher Liebe getragen sein will und im Normalfalle auch ist. Eheleute sind auch psychologisch liebebeglückt, wenn sie füreinander arbeiten, gemeinsam planen, sich gegenseitig verstehen, sich anregen zum Streben in der Verwirklichung eines gemeinsamen Ideals als Familie. Weil diese übergreifenden Zusammenhänge von vielen nicht genügend gesehen werden, zerredet man sich im unmittelbaren Kreisen um die ehelichen Akte. Und Liebe wird dann unvermerkt aus der verengten

Perspektive von Geschlechtsliebe im engeren Sinne gesehen. Darum sagte P. Kentenich, Reinheitserziehung habe auf der ganzen Linie Liebeserziehung zu sein. In einer Atmosphäre ganzheitlich verstandener Liebe lösen sich die viel diskutierten Fragen um den Sinn der ehelichen Akte und ihre Integrität anders, als es viele heutige Moralisten vorschlagen. Umfassende Liebeserziehung festigt auch die tiefe Ehrfürchtigkeit, den Willen zur Keuchheit, zur Beherrschung reiner Triebimpulse, die nun einmal nicht die ganze Liebe ausmachen, die unter Eheleuten lebendig ist.

3

Hier müssen wir aber noch einmal neu ansetzen, um herauszuarbeiten, wie allgemeinmenschliche Liebe (natürlich und übernatürlich) aussieht. Liebe ist immer personal ausgerichtet und zwar von dem aus gesehen, der liebt, wie auch von dem aus betrachtet, der geliebt wird. Und da nun einmal das christliche Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe als übernatürliche Liebe verstanden werden muß, will auch die menschliche Liebeskraft zuerst und grundlegend an dem jenseitigen Liebespartner emporwachsen und stark werden. Und hier setzt erneut unsere Kritik ein an vielen, die heute recht leichtfertig über Ehefragen und eine veränderte Ehemoral schreiben. Im besten Falle spricht man über Gottes- und Nächstenliebe „als Idee“, wie es Reuß tut, aber auch Böckle. Der antike religiöse Mensch hatte aber eine andere Antenne für das Religiöse als es heutige Menschen und Christen zu haben pflegen. Liebe, die nicht personal einem „Du“ der übernatürlichen Ordnung gegenüber als solche tief, reich und umfassend erfahren wird, setzt sich nicht durch, wird nicht führend und rutscht dann auch wieder ab in rein naturhaft verstandene Liebeserwartung. Heute setzen viele Autoren allgemeinmenschliche übernatürliche und natürliche Liebe in eins mit erotisch bedingter Liebeserregung, weil sie, wie wir sagten, im besten Falle die erstgenannte als Idee herausstellen, aber sich nicht lange genug dabei aufhalten, sie als personale Liebesbewegung zu einer Haltung innerer Affektübertragungen zu entwickeln. Wenn naturhafte und natürliche Liebe nicht durchgreifend durch das Herz Gottes oder Mariens hindurchgeht und hier übernatürlichen Gehalt aufnimmt, sind die Voraussetzungen für das Gerede von der personalen Geschlechtlichkeit nicht geschaffen. Das neueste Buch von Reuß „Familienplanung und Empfängnisverhütung“ (Mainz 1975) zeigt denn auch, daß der Autor seine eigene Lehre von religiöser Liebe aus seinem Buche „Geschlechtlichkeit und Liebe“ aus dem Jahre 1964 nicht durchhält, sondern umbiegt in isoliert gesehene Geschlechtsliebe, die er zum obersten Ziel der Ehe macht. Zugleich muß er dann auftreten als Kritiker an „Humanae vitae“ Pauls VI. Freilich ist es zweideutig, wenn er

sagt, daß der Papst in dieser Enzyklika nicht „unfehlbar“ spreche und dessen Argumentation als fehlbar hinstellt, was Reuß aber schon gleich als fehlerhaft versteht. Reuß übersieht, daß seit Clemens von Alexandrien die Kirche beständig jede Manipulation des ehelichen Aktes abgelehnt hat. Und Prof. Heribert Schaaf hatte recht, wenn er Reuß vorhielt, daß eine Wahrheit unter den Unfehlbarkeitsanspruch der Kirche fallen kann, auch wenn die zeitweiligen Argumente zu ihrer Verteidigung nicht alle unfehlbar gewesen sein mögen (Dr. Dr. Schaaf: „Jede Empfängnisverhütung sittlich erlaubt?“ – Dt. Tagespost 11. 3. 1975). Außerdem glauben wir das meiste, ohne daß es formal ex cathedra, also feierlich vom Papst, als unfehlbar verkündigt ist.

Schaafs weitere Argumentation geht dann gegen die These von Reuß, daß die Eheleute nach ihrem eigenen Gewissensurteil entscheiden sollen, wann und wie oft sie eheliche Akte auf Zeugung ausrichten wollen. Während Schaaf hier die angestammte kirchliche Ehemoral mit rein moraltheologischen Begriffen verteidigt, überzeugt er nicht vollkommen. Besser finden wir die Darlegungen von Böckle in der schon erwähnten Schrift, die den Weg ebnen für das Sinnverständnis der hier zusammenfließenden Einzelaspekte des ehelichen Aktes. Auch Böckle gibt der Liebe im ehelichen Akt hervortretenden Raum, aber er hütet sich davor, die Liebesvereinigung der Eheleute als eigenes Sinnziel der Ehe zu trennen von der naturgerechten Ausführung des ehelichen Aktes, dessen Integrität er nicht antastet. Böckle kann so denken, weil er sich vorher eingehend mit der allgemeinemenschlichen Liebe als die alle menschlichen Bereiche tragende Kraft und Macht beschäftigt hat, die er jetzt nur „konkretisierend“ anwendet auf die eheliche Geschlechtsliebe. Dazu kommt, daß Böckle durch eine Analyse des ehelichen Aktes selbst in die gleiche Richtung geführt wird, so daß der innere Zusammenhang zwischen der die menschliche Person tragenden Kraft der Liebe und der geschlechtlichen Liebeshingabe im ehelichen Akte deutlich zutage tritt. Daß auch Böckle nicht den „Zeugungsbezug des Aktes zum Ausgangspunkt der Normierung macht“ (S. 32), ist bemerkenswert, aber er verlegt diese Normierung auch nicht in die von der Ausführung des ehelichen Aktes unabhängige Liebeshingabe, weil er beide Aspekte als eine Einheit sieht. Und er stellt fest, „daß mit jedem geschlechtlichen Vollzug auch die volle Verantwortung für seine eventuellen natürlichen Konsequenzen zu übernehmen ist“ (S. 32 ebda). Für ihn bilden physiologische Unversehrtheit des ehelichen Aktes und die psychologische Integrität des Erlebnisanzen eine Einheit, eine Tatsache, die jedes gesundempfindende Ehepaar auch selbst so erfährt.

Unmittelbar streben Eheleute im ehelichen Akte natürlich die Liebeshingabe an, während mittelbar der eheliche Akt „auf Zeugung offen“ bleiben

soll, wie Paul VI. es in „Humanae vitae“ fordert. Eheliche Akte, die nicht aus Liebe hervorgehen, (und diese Liebe nicht nur als erotische Erregung verstanden), sind keine personalen Akte im Vollsinn des Wortes. Aber sie sind es ebensowenig, wenn sie physiologisch manipuliert werden, weil das der Ganzheit und psychologischen Einheit der im ehelichen Akte erfahrenen Liebe entgegen wäre. Die Liebe, die hier gefordert wird, muß also mehr sein als Sexuelliebe (amor sexualis), als reine Geschlechtererregung. Der ganze Mensch als geistige Person trägt mit seiner ganzen Liebesfähigkeit letztlich den ehelichen Akt. Diese gleiche Liebe wird es aber auch ausschließen und ablehnen, Akte zu manipulieren, um den sexuellen Genuß isoliert für sich zu suchen. Das wäre offenbar gegen die diesen Akten innewohnende Ganzheit, die nun einmal durch die Natur, also durch Gott, gegeben ist.

Was die angestammte alte Ehemoral wenig hervorgehoben hat, war der Aspekt der Liebe, der aber, umfassend verstanden, auch eingesetzt werden kann zum rechten Verständnis der Ehe als Liebes- und Lebensgemeinschaft außerhalb der ehelichen Akte. Wir sind nach unserem Verständnis der Liebe mit Böckle ebenso der Meinung, „daß die Moral nicht zusammenbrechen muß, wenn man den Zeugungsbezug des Aktes nicht zum Ausgangspunkt der Normierung macht“ (S. 32 ebda.). Allerdings hängt es dann von der Integrität und Ganzheit der Liebes- und Lebensgemeinschaft der Ehe ab, ob ein christliches Ehepaar auch die ehelichen Akte unter dem Zeichen der personalen Geschlechtlichkeit ausführt bzw. „kontrolliert“. Man sollte nicht von Geburtenkontrolle reden, wohl aber von kontrollierter Geschlechtlichkeit durch die übergreifende und umfassende Liebe, diese natürlich wie übernatürlich betrachtet. Die umfassende Liebe, die auch unter Eheleuten auf ein über sie hinausragendes „Du“ höherer Ordnung ausgerichtet sein muß, ist das eigentliche Regulativ für jene gottgeschenkte Geschlechtlichkeit, in der sich Eheleute gegenseitig hingeben oder gegebenenfalls auf die Vereinigung verzichten.

Von dieser Warte aus werden alle Moralvorschriften der Ehezyklika Pauls VI. verständlich. Wo sie abgelehnt werden, da ist alles Gerede von Liebe nicht die Liebe, die Gott durch die Gnade eingesenkt hat in unsere Herzen, und die sich mit der natürlichen Liebeskraft des geistigen Menschen als Person verbinden will. Der ganzheitlich liebende Mensch verzichtet auch gern auf das, was ihm jetzt und augenblicklich unangebracht erscheint. Auch das ist Liebe, die beglücken kann, weil sie der Vernunft entspricht. Das kann die Liebe unter Eheleuten sogar steigern und ihr einen tieferen Sinn verleihen. Dieser tiefere Sinn kann sehr aktuell werden, nämlich wenn für längere Zeit wegen Krankheit eines der Ehegatten der andere verzichten

muß auf ehelichen Verkehr. Der Verzicht ist dann echte Gattenliebe, die der Liebe einen tieferen Gehalt verleihen kann. Das ist personale Liebe, die der eheliche Alltag nicht selten verlangt. Es gibt aber auch keine volle personale geschlechtliche Liebeshingabe im ehelichen Akt selbst, wenn nicht der innere Zusammenhang gewahrt wird mit der alle Geschlechtsliebe übergreifenden allgemeinmenschlichen natürlichen und übernatürlichen Liebe. Auch für den ehelichen Liebesakt muß man den Gesamtzusammenhang der menschlichen Person sehen und bejahen. Doch die Menschen sind nicht selten gegen ihr eigenes Glück. In einem katholischen Müttergenesungsheim hielt ein Priester eine Konferenz über Ehemoral nach der Lehre Pauls VI. Fast die Hälfte der dreißig Frauen opponierte gegen die vorsichtig vorgetragene Auffassung der Kirche. Alle wollten möglichst viele Zugeständnisse aus dem Priester herausholen für eine freiere Auslegung, als es „Humanae vitae“ gestattet. Schließlich fragte der Priester, ob sie denn der Meinung seien, daß ein Ehemann normalerweise auch seiner Gattin die eheliche Treue halten müsse, wenn die Frau für längere Zeit wegen Krankheit keinen ehelichen Verkehr haben könne. Das bejahten alle Frauen. Aber dann meinte der Priester, sie selber aber hätten vorher so viele Freiheiten ergattern wollen für das Eheleben, weil sie es praktisch doch für unmöglich hielten, daß die Geschlechtlichkeit beherrscht und kontrolliert werden könne durch eine allgemeinmenschliche Liebe unter Eheleuten und im Familienmilieu. Sie selber würden ja alles tun, um das einzuleiten, was sie für ihren Krankheitsfall gerade vermeiden möchten, daß nämlich der Gatte sich nach einigen Wochen insgeheim einlasse mit irgendeiner „Freundin“. Da erst stutzte doch manche der Frauen, und so nahm die Diskussion einen konstruktiveren Verlauf. Liebe müsse mehr sein als Geschlechtsliebe, leuchtete einigen auf. Die wirkliche Liebe würde ja erst in der Treue des Ehegatten bei längerer Krankheit der Frau vollwertige Liebe, meinte eine der Frauen, die vorher so vehement dem Priester widersprochen hatte.

4
Dem Leser mag auffallen, daß wir wenig auf Einzelheiten eingehen in unserem Fragenkomplex. Das liegt daran, daß wir die Ehemoral aus weiter über sie ausgreifenden Zusammenhängen als partikuläres Anliegen in den Blick rücken wollten. Die personelle Geschlechtlichkeit und in ihr das Thema Liebe sind aber der breitere Hintergrund und Horizont, von dem aus auch die zwei Grundforderungen von „Humanae vitae“ Pauls VI. zur Ehemoral ihre Sinnerklärung erfahren. Die erste Forderung besteht darin, daß jeder eheliche Akt „offen bleiben muß auf Zeugung“, und die zweite,

daß alle künstlichen antikonzeptionellen Mittel abgelehnt werden. Alle, die zu unmittelbar von unten nach oben denken, laufen Gefahr, auf dem Wege sich zu verfangen und Einzelaspekten und -interessen zum Opfer zu fallen. Es geht gerade nicht um Kasuistik und Physiologismus, also nicht um Einzelaspekte und isoliert gesehene Körperbezogenheit. Und doch wollen diese Aspekte beachtet werden. Sie dürfen nur nicht an Stelle des übergreifenden Ganzen gesetzt werden. Erst wenn man menschliche Geschlechtlichkeit eingebettet sieht in den Gesamtzusammenhang der geistigen Person, wird der Blick frei zur besseren Einordnung aller Details in ein übergreifendes Ganzes. Es ist nach unserer Auffassung bereits ein Zeichen der Dekadenz, daß das Thema der menschlichen Geschlechtlichkeit als „Sexualität“ ein so breites Diskussionsinteresse wachgerufen hat in der großen Öffentlichkeit. Vom kommunistischen China wird glaubhaft berichtet über seine hohe Moral im Zusammenleben der Geschlechter. So ähnlich hat ehemals auch der römische Schriftsteller Tacitus in der „Germania“ den leichtsinnigen und dekadenten Römern und Römerinnen von der hohen Moral der unzivilisierten Germanen aus dem Norden Nachricht gegeben.

Eheliche Akte sind erst als Ausfluß von persongetragener Liebe und Verantwortung in der rechtmäßig geschlossenen Ehe Ausdruck der Gottesordnung. Eheliche Liebesgemeinschaft ist außerdem immer Schule zu gegenseitiger Vollendung in der Liebe zu Gott, aber auch untereinander in der ehelichen Gemeinschaft. Hören wir hier zuerst noch einmal Franz Böckle: „Wir sind der Überzeugung, daß das, was menschliche Sexualität in all ihren Aspekten letztlich bedeuten will, welches ihr Sinn und Zweck sei, nur von einem personalen Verstehenshorizont aus begriffen werden kann. Kein Bereich und keine Schicht im Menschen kann anders als menschlich verstanden werden. Gewiß, die Person ist nichts ohne ihre Natur, d. h. sie hat einen Bereich, der ihrer Freiheit als Möglichkeit und Grenze vorgegeben ist. Aber es handelt sich um eine *menschliche* Natur. Diese Natur ist nicht die Wirklichkeit eines ‚fertigen‘ Seienden, sondern eines Sein-Könnens. Sie ist Aufgegebenheit, nicht reine Vorgegebenheit“ (ebda S. 26). Es gilt auch für Eheleute: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Übernatürlich durchtränkte Liebe unter Eheleuten schärft das Gespür dafür, daß ihr Glück weit weniger vom geschlechtlichen Genuß abhängt, als viele oberflächliche Geister — auch manche Theologen — es glauben. Allerdings wird dann doch die Harmonisierung angestrebt werden müssen zwischen den affektiven Kräften und Energien, die dem Geschlechtsdrang und -trieb zugrunde liegen, und jener allgemeinmenschlichen Liebe, die die eheliche Gemeinschaft im Familienmilieu und im Zusammenleben zum warmen „Nest“ werden läßt, in dem die Eheleute sich wohl und glücklich fühlen können. Wer sich allerdings nicht frei macht von dem falschen Gedanken,

daß eheliche Akte und geschlechtlicher Genuß allein und für sich genommen das ganze Liebesglück unter Eheleuten ausmache, der denkt eben aus einem eingengten Blickwinkel. Er verstellt sich selbst den Weg zu einer wirklichen Harmonisierung aller Liebesmöglichkeiten. Menschliche Geschlechtlichkeit ist nicht nur deshalb personelle Geschlechtlichkeit, weil sie an Personen gebunden ist, sondern auch, weil diese Personen sich so von allgemeinmenschlicher natürlicher und übernatürlicher Liebe tragen lassen sollen, daß sie in ihr bereits psychologisch Harmonie erleben. Die letzte normierende Kraft aller wirklich menschlichen Geschlechtlichkeit liegt in der affektiven und emotionalen Harmonie, die Eheleute erreicht haben, wenn sie gar nicht an eheliche Akte denken, die sie aber, wenn sie sie setzen, auch von der höheren und übergreifenden Ebene her steuern und darum personal setzen, eben als lebendige Personen, die sie auch verantworten.

Vielen christlichen Eheleuten ist es aber nicht genug bewußt, daß religiöse und übernatürliche Liebe zu Gott und Maria mehr Raum haben sollte in und zwischen ihnen. Die Liebe will personal erfahren werden als solche. Und hier wollen auch die psychologischen Gesetzmäßigkeiten echter Liebeserfahrungen gesehen und gewertet werden. Christliche Ehe ist nur möglich als allgemeinchristliche Idealverwirklichung durch die Liebe und die Liebesvereinigung mit Gott. Vor allem will bedacht sein, daß durch wirksame Liebesbewegungen hin zu Gott auch unbewußte und emotional bestimmte Liebeskräfte nach oben in den höheren Aufbau der Persönlichkeit integriert werden. Das vollzieht sich natürlich unbewußt, allerdings nur dann, wenn die Liebe auch psychologisch wirksam wird, worüber wir noch weiter unten kurz sprechen wollen. Da der Mensch der heutigen Massengesellschaft in der industriellen Zivilisation zum Religiösen nicht mehr einen so unmittelbaren Zugang hat, wie die Menschen früherer Jahrhunderte, genügt der Blickwinkel der Moraltheologen nicht, um die religiöse Liebe auch psychologisch zu aktivieren und richtig einzuschätzen. Denn mit der „Idee“ der Liebe ist es nicht getan. Der Pastoraltheologe gewinnt an Bedeutung, wenn man ihn als Pastoralpädagogen versteht. Liebe, wie sie heute Moraltheologen für die Ehe und die ehelichen Akte fordern, will als allgemeinmenschliche, aber religiöse Liebesbewegung verstanden werden, so daß der Glaube und das Christentum überhaupt stärker als vitale Lebens-, Gnaden- und Erziehungsbewegung zu entwickeln wäre. Das kommt dem nahe, was P. Kentenich schon in den dreißiger Jahren als Forderung aufstellte: „Unser ganzer Katholizismus muß in ein pädagogisches Fahrwasser.“ Nicht eine veränderte Ehemoral ist die Lösung, sondern eine durch Ehepädagogik und -spiritualität entwickelte Dynamik ganzheitlicher Liebe, in der die religiöse Liebe die Führung haben muß. Das wäre nach unserer

Auffassung die wahre zeitaktuelle Umorientierung für das, was manche Moralthologen auf falschen Wegen versuchen.

Dr. Georg Sigmund hat in seinem umfangreichen Buche „Die Natur der menschlichen Sexualität“ (Würzburg 1973, 3. Auflage) den Gedanken herausgearbeitet, daß es in der menschlichen Geschlechtlichkeit einen Triebüberschuß gibt, den wir bei den Tieren in ihrem Sexualtrieb nicht finden. Wir würden allerdings darauf hinweisen, daß es allgemein im Menschen einen emotional-affektiven Überschuß an Energien gibt, der nur in dem Maße den Geschlechtstrieb ins Überdimensionale steigern kann, als er nicht für andere und höhere Liebe und Ziele gewonnen wird. Eine ihrem Wesen nach vitale und dynamische Wirklichkeit, wie es ein solcher Überschuß an affektiven Kräften ist, will entsprechend integriert werden in den Aufbau der höheren Persönlichkeit, vor allem in die der menschlichen Person entsprechende Liebe. Die psychologisch wirksame Liebe will darum auch eingesetzt werden, um diesen Integrierungsvorgang zu begünstigen und sicherzustellen. Das geschieht, wenn Liebe auch als übernatürlich-personale Bewegung so erfahren wird, daß das „durch“, das „mit“ und das „in“ der Liebe auch die affektiven Energien aus der Triebsebene des Menschen mit einbezieht. Liebende wollen alles „durch“ Liebeserweise und -taten erreichen. Darum wollen sie auch möglichst alles „mit“-einander tun im gegenseitigen Austausch. Letztlich aber führt die Liebe zur Verschmelzung der Herzen. Der Eine lebt und webt „im“ Anderen. Wenn Eheleute sich vor Gott oder der Gottesmutter als dem jenseitigen Liebespartner um dieses „Durch-“, dieses „Mit-“ und „Insein“ bemühen, es pflegen und wach zu halten suchen, wird diese ihre Liebe auch den affektiven Bereich nach oben in Bewegung bringen. Personelle Geschlechtlichkeit ist Geschlechtlichkeit, die durch vitale und psychologisch wirksame übernatürliche Liebe den ganzen Bereich menschlicher Liebesfähigkeit so durchdringt, daß die eigentliche Geschlechtsliebe im engeren Sinne auch von dieser übergreifenden Kraft her gesteuert werden kann. Willentliche Vorsätze ohne die ihnen gleichgeschaltete emotionale Affektströmung sind nicht durchschlagend, können sogar ins Gegenteil umschlagen. Hier weitet sich allerdings unser Thema aus auf das Gebiet einer allgemein christlichen Erneuerung in der umfassenden Liebe.

Wenn P. Kentenich Keuschheitshaltung nur durch Liebeserziehung gesichert sehen wollte (weil sie sonst auch Krampf werden kann), dann können wir hier auch, seinen Gedanken weiterführend, sagen, daß personelle Geschlechtlichkeit Erziehung zu psychologisch wirksamer allgemeinemenschlicher Liebe sein muß, diese natürlich und übernatürlich verstanden. Die ganze Frage um Geschlechtlichkeit und Ehemoral kann nach unserer

Auffassung nur aus der Mitte eines neu, vertieft und aus umfassender Liebeserziehung gestalteten Christentums richtig verstanden werden. Es ist theologisches Kurzschlußdenken, wenn manche Theologen das Heil erwarten von einer abgeänderten Ehemoral. Daß durch umfassende Liebeserziehung dem Geschlechtstrieb viele Spannungen und Stauungen entzogen werden können, ist dem Kenner eine Selbstverständlichkeit. Durch freiere Betätigung des Geschlechtstriebs werden solche Spannungen und Stauungen nicht behoben, sondern eher ins Uferlose fortgesetzt. Dann wird personelle Geschlechtlichkeit ins Schlepptau der Instinkte genommen und ist dann nur noch ein schöner Ausdruck für etwas ganz anderes.

Wir haben es vielfach bei jungen Menschen erfahren, daß der eigentliche sexuelle Drang verhältnismäßig leicht gesteuert werden konnte, wenn und insofern eine höhere und umfassendere Liebesbewegung Herz und Gemüt erfaßte, etwa durch Idealismus und Begeisterung für eine große Idee, für eine gemeinsame große Aufgabe, oder auch als stille warme Innigkeit und Liebesvereinigung mit Gott oder der Gottesmutter, womöglich auch in Gemeinschaft gepflegt und erlebt.

Damit verweist unser Thema aber am Schluß auf ein anderes: eine umfassende Liebespädagogik und erfahrene Herzensgemeinschaft in der Liebe zu Gott und untereinander. Wir beenden hier unser Thema, wo wir neu beginnen müßten.

Wenn P. Kenenich Kenschheitelung nur durch Liebeserziehung ge-
sieht schon wollte (weil sie sonst auch Kämpf werden kann), dann
können wir hier auch seinen Gedanken weiterführend sagen, daß perso-
nelle Geschlechtlichkeit Erziehung zu psychologischer wirksamer allgemein-
menschlicher Liebe sein muß, diese natürlich und übernatürlich verstanden.
Die ganze Frage um Geschlechtlichkeit und Ehemoral kann nach unserer

BLICK IN DIE ZEIT

Econe

Am 6. Mai 1975 hat der Bischof von Freiburg, Lausanne und Genf, Pierre Mamie, dem Oberen der „Priester-Bruderschaft Hl. Pius X.“ die Mitteilung zukommen lassen, daß er die der Bruderschaft von seinem Vorgänger, Bischof François Charrière, „ad experimentum“ erteilte Approbation zurückziehe. Zu den bedeutendsten Folgen dieser Maßnahme Bischof Mamies, die er nicht eigenmächtig, sondern auf Veranlassung des Hl. Stuhles in Rom traf, gehört es, daß mit dem Entzug der Approbation der Priester-Bruderschaft dem in den letzten Jahren sehr bekannt gewordenen, aber auch vielumstrittenen Priesterseminar von Econe (Wallis) die kirchliche Rechtsgrundlage genommen wurde. In diesem Seminar bereiteten sich zuletzt gegen hundert Studenten aus vielen Ländern der Welt auf das Priestertum vor. Die Frage, was nun mit diesen Studenten geschehen wird bzw. wie sie selber sich entscheiden werden, dürfte zu den schwerwiegendsten Problemen zählen, die sich aus dem „Fall“ Econe ergeben.

Wie aber ist es überhaupt zu dem „Fall“ Econe gekommen?

Die „Priester-Bruderschaft Hl. Pius X.“ war in den Jahren nach dem II. Vatikanischen Konzil von dem früheren Generalobern der Väter vom Hl. Geist (C. S. Sp.), Marcel Lefebvre, der auch Erzbischof von Dakar/Senegal und Bischof von Tulle/Frankreich gewesen war, gegründet worden. Bischof Charrière hatte ihr am 1. November 1970 für einen Zeitraum von sechs Jahren „zur Erprobung“ die kirchliche Anerkennung ausgesprochen. Die Bruderschaft richtete zunächst auf dem Landgut Econe ein Priesterseminar ein, allerdings, wie es heißt, ohne den zuständigen Bischof von Sitten, Adam Nestor, zu fragen. Dieses Seminar wurde genau nach den Vorschriften der tridentinischen Seminarordnung geführt und als „Seminar des wahren Glaubens“ bezeichnet. Die Studenten trugen lange Soutanen und römische Hüte. In den Vorlesungen hörten sie eine vorkonziliare Theologie, und die Liturgie, die in Econe gefeiert wurde, war die Pius' V.; die liturgische Neuordnung seit dem II. Vatikanischen Konzil wurde absichtlich übergangen. Es zeigte sich, daß Econe viel Anklang fand. Während anderwärts die Priesterseminare einen erschreckenden Rückgang an Priesterkandidaten zu verzeichnen hatten, nahm die Zahl der Studenten in Econe zu. Die Bruderschaft eröffnete ein weiteres Haus in Albano bei Rom und traf auch Vorbereitungen für eine Niederlassung in der deutschsprachigen Schweiz, im Bistum St. Gallen.

Mit der Zeit aber trat zutage, daß die Bruderschaft und mit ihr das Seminar in Econe nicht nur vorkonziliar, sondern antikonziliar ausgerichtet wurde, und daß nicht nur die vom II. Vatikanischen Konzil veranlaßte und eingeleitete Reform der Liturgie, sondern das Konzil als Ganzes der Ablehnung anheimfiel. Diese Ablehnung betraf aber nicht nur die Autorität des Konzils, sondern, da ja das Konzil vom Hl. Vater einberufen und bestätigt wurde, auch die des Papstes.

Um die Entwicklung zu steuern, schickte der Hl. Stuhl im November 1974 zwei Beauftragte nach Econe, die den Stand der Dinge überprüfen sollten. Sie konnten indes keine befriedigende Regelung erreichen. Daraufhin lud man Erzbischof Lefebvre nach Rom ein, wo er mehrere Gespräche mit einer Kommission von Kardinälen, bestehend aus den Präfekten der Kongregation für Ordensleute und Säkularinstitute, der Kleruskongregation und der Kongregation für Erziehung und Seminare, Tabera, Wright und Garonne, führte. Wie wenig der Erzbischof bereit war, von seinem Standpunkt abzurücken, bekundete ein Brief, den er unter dem 21. November 1974 von Rom aus an seine Priester-Bruderschaft richtete.

So betont katholisch und Rom-treu der Brief — den man auch das „Manifest vom 21. November 1974“ genannt hat — sein wollte, seine Aussagen bestätigen bedauerlicher Weise nur die Befürchtungen, die um die Priester-Bruderschaft und Econe aufgekomen waren. Den entscheidenden Punkt des „Manifestes“ haben denn auch die Mitglieder der Kardinalskommission in einem Brief an Erzbischof Lefebvre vom 5. Mai 1975, in dem sie ihm die gegen ihn getroffenen, vom Hl. Vater bestätigten Maßnahmen eröffneten, sicher gegriffen und klar herausgestellt: Der Erzbischof tut eben das, was er dem Protestantismus vorhält und als Neoprottestantismus in der Kirche von heute verwirft: Er fordert den einzelnen auf, „die Anweisungen des Papstes seinem eigenen Urteil zu unterwerfen, um sich dann ihnen zu unterwerfen oder sich darüber hinwegzusetzen. Das ist“, so konstatieren die Kardinäle zutreffend und deutlich, „die herkömmliche Sprache der Sekten, die sich auf die Päpste von gestern berufen, um sich dem Gehorsam gegenüber dem Papst von heute zu entziehen.“

Nicht wenige und nicht die schlechtesten Katholiken sind von diesen Vorgängen schmerzlich berührt. Sie haben in der Überzeugung, Econe sei im gegenwärtigen Wandel und Wirbel der Kirche ein Hort der Wahrheit und des echten kirchlichen Lebens, dem Seminar ihre Sympathie und Unterstützung gewährt. Zum Teil haben sie auch auf den Entzug der Approbation mit Ironie und Bitterkeit reagiert. So heißt es z. B. in einem Leserbrief:

„Die Kirche Jesu Christi geht ihren Weg in die moderne Welt mit erstaunlicher Konsequenz. Nun haben doch die Bischöfe (wenigstens in der Schweiz), denen man so oft Untätigkeit nachsagt, ihre apostolische Autorität demonstriert und dem der Tradition verbundenen Priesterseminar — in Econe die Approbation entzogen. Ein heroischer Akt! Was schadet's, wenn er sich gegen die Kleinen, Frömmen und relativ Unbekannten richtet? Tun sie doch das Verwerfliche und feiern die Messe nach dem Ritus Pius' V. Das muß doch verboten werden. Was tut's, wenn man andererseits hinnimmt, daß der neue Ritus Pauls VI. so gut wie nirgendwo streng nach dem neuen Missale Romanum gehalten wird? ...“

Es dürfte indessen aus dem „Manifest“ Erzbischof Lefebvres vom 21. November 1974 deutlich geworden sein, daß es nicht mehr bloß um den Gebrauch der Meßordnung Pius' V. oder Pauls VI. geht. Econe bzw. die es tragende Bruderschaft ist, gewiß ohne dies von Anfang an zu beabsichtigen und zu bemerken, auf einen höchst gefährlichen Weg geraten. Eine der Ursachen dafür dürfte in einem einseitigen Traditionalismus zu suchen sein. Für einen solchen Traditionalismus — der von Treue zur lebendigen Tradition und auch von konservativer Einstellung zu unterscheiden ist — hat nur Geltung, was war. Eine Entwicklung in der Kirche und der Kirche, wie sie uns die Geschichte der Kirche klar vor Augen stellt, gibt es für diese Denkweise nicht und darf es nicht geben. Wenn sie dennoch stattfindet, verschließt man sich ihr, wie es im „Manifest“ ausdrücklich gefordert wird. Daß solches Sich-Verschließen über kurz oder lang zum Sich-Abschließen von der Kirche führt, wen kann es wundern?

Für Econe scheinen mit dem Entzug der bischöflichen Approbation noch nicht alle Türen zugeschlagen. In dem Brief der Kardinalskommission vom 5. Mai wird gesagt, daß Erzbischof Lefebvre keine Unterstützung mehr zu gewähren sei, „solange die im Manifest vom 21. November 1974 enthaltenen Gedanken Gesetz seines Handelns sind“. Der Hl. Stuhl läßt damit erkennen, unter welchen Bedingungen das Werk des Erzbischofs in der Kirche durchaus eine Chance hätte. Daß Erzbischof Lefebvre allerdings bei einer Wallfahrt nach Rom Ende Mai in der Kirche S. Maria Maggiore mit einigen tausend Teilnehmern unter Verletzung der geltenden römischen Bestimmungen ein Pontifikalamt nach dem Ritus Pius' V. feierte, war kein hoffnungsvolles Zeichen. Trotzdem — oder gerade deswegen — muß man inständig zu Gott bitten, daß die Dinge, nicht zuletzt um der Theologiestudenten von Econe willen, nicht auf die Spitze getrieben werden und zum Bruch mit der Kirche führen.

Buchbesprechungen

1. Werner Keller ist kein Unbekannter. Seine populärwissenschaftlichen Bücher versuchen, Kompliziertes in einfacher Sprache darzustellen — dies ist das Geheimnis der Riesenauflagen so bekannter Bücher wie „Und die Bibel hat doch recht“, „Ost minus West = null“ oder auch seines Geschichtsbuches über die Etrusker „Denn sie entzündeten das Licht“. Niemand wird ihm profunde Kenntnisse der jeweiligen Themen absprechen können, wenn auch das Genre gewisse Zugeständnisse an Stil und Sprache erheischt. Diese Aussage gilt auch für „Was gestern noch als Wunder galt“ (Untertitel: Die Entdeckung geheimnisvoller Kräfte des Menschen).

Aus allen Zeiten und von allen Völkern sind uns Berichte über höchst geheimnisvolle Erscheinungen und Kräfte überliefert, die die Menschen bald in Staunen oder Angst und Grauen versetzt haben, bald in Ehrfurcht erschauern ließen. Aber auch noch heute, inmitten unserer hochtechnisierten Zivilisation geschehen immer wieder unfaßbar anmutende „Wunder“. Zu diesen „übersinnlichen“ Phänomenen zählen Visionen oder Traumerlebnisse von zukünftigen, längst vergangenen oder auch gegenwärtigen Ereignissen; Gedankenübertragungen in der Nähe wie über weite Entfernungen; plötzliche Ahnungen vom Tod oder von der Lebensgefahr anderer Personen; wunderbare Heilungen und Stigmatisierungen; Spuk und Poltergeister; böser Blick und Besessenheit. Charakteristisch an all dem ist: Immer handelt es sich um Fälle, bei denen Menschen etwas „Übernatürliches“ wahrgenommen oder erlebt haben, etwas, das unerklärlicherweise weit über die Leistung der normalen Sinne und die üblichen körperlichen Fähigkeiten hinausging.

Die Menschen haben auf diese ungewöhnlichen Dinge bisher sehr unterschiedlich reagiert. Bald sah man sie als göttliche Wunder an, bald als Teufels- und Dämonenwerk, bald zuckte man die Achseln über angebliche Taschenspielertricks, auf die nur Dumme hereinfallen könnten. Und die „exakte“ Wissenschaft weigerte sich rundweg, überhaupt Kenntnis von solchen Phänomenen zu nehmen — sie blieben für die Welt der Gelehrten nichts als „okkultes Unfug“ aus dem Bereich des Aberglaubens. Erst in jüngster Zeit kam die Wende.

Keller hat seine jahrelangen Studien auf diesem Gebiet mit einem Besuch von Forschungsstätten in den USA und einer mehrmonatigen Reise abgeschlossen, die ihn nach Indien führte, in das Land uralten Wissens von den fast grenzenlosen Fähigkeiten der Psyche und der Herrschaft über sie. Dort war er Gast in den Ashrams der großen Hindu-Heiligen Sri Aurobindo und Sri Ramana Maharshi. Aber auch in den Ländern

des Ostblocks, so erfährt man, beschäftigt man sich trotz der materialistischen Doktrin intensiv mit der Erforschung übersinnlicher Phänomene.

Keller versteht es auch hier, Wissenschaft lebendig zu machen und führt seine Leser in ein faszinierendes Kapitel moderner Forschung ein.

2. Diesem geheimnisvollen Kosmos der Psyche gilt auch das Augenmerk eines anderen, höchst informativen Buches, dessen Beiträge religiösen Erfahrungen unter dem Einfluß von Halluzinogenen gewidmet ist. Das Buch von Josuttis und Leuner (Hrsg.) ist *kein* Plädoyer für die Droge. Daß sich unter dem Einfluß von Halluzinogenen Erfahrungen machen lassen, die man als religiös bezeichnen kann, soll und kann den unkontrollierten Gebrauch der Droge nicht legitimieren. Die Beiträge des Bandes sagen deutlich genug, daß solche Erfahrungen nur unter bestimmten Konstellationen möglich sind und daß zu den konstitutiven Bedingungen auch immer die Anwesenheit eines Fachmannes gehört.

Die Veröffentlichung dieses Bandes ist kein unproblematisches Unterfangen. Hinter dem Entschluß, jahrelange Erfahrungen – vor allem im angelsächsischen Raum – zu publizieren, stand u. a. die Überlegung, dem Thema „Drogenkonsum“ nicht nur mit einer totalen Tabuisierung begegnen zu können. Die Warnung vor den Gefahren ist gewiß eine wichtige Aufgabe verantwortlicher Wissenschaft. Sie macht aber die Interpretation dessen, was unter Drogeneinfluß geschieht, nicht überflüssig. Wenn Menschen in unserem Kulturkreis behaupten, im Drogenrausch Offenbarungs- und Bekehrungserlebnisse gehabt zu haben, dann müssen Religionswissenschaft, Tiefenpsychologie und Theologie dazu Stellung nehmen. Insofern ist dieser Band nichts anderes als der Versuch, ein Phänomen menschlichen Erlebens wissenschaftlich zu analysieren.

Die verschiedenen Beiträge behandeln vielfältige Aspekte, Methoden und Meinungen. Der erste, phänomenologische Teil umfaßt neben der Wiedergabe von Erlebnisprotokollen und Versuchsbeschreibungen eine Zusammenstellung von Ekstasetechniken aus dem weiten Feld der Religionsgeschichte sowie die Schilderung des Peyotl-Kults der indianischen Native American Church. Im zweiten Teil werden die beschriebenen Phänomene unter therapeutischen, tiefenpsychologischen, theologischen und religionspsychologischen Gesichtspunkten diskutiert. Besondere Beachtung verdienen die Beiträge von Hein (über die Selbsterfahrung eines Psychotherapeuten mit Drogen) und Josuttis (Bemerkungen zu einer Theologie der religiösen Erfahrung).

3. Nicht nur „Drogen“ als *chemische* Rauschgifte sind es, die in unserer Zeit die Moden bestimmen, es gibt auch Rauschzustände des Geistes aufgrund von „Theorien“. Die Rauschmittel geistiger Art spielen fast eine noch größere Rolle. Sie verschleiern uns den Blick auf das Wesentliche, hindern uns am selbständigen Denken, an der nüchternen Beurteilung der politischen, sozialen und kulturellen Szenerie. Zu solchen Rauschmitteln werden die Befreiung von suexuellen Tabus, der schnelle Wechsel der Kleidermoden, der hemmungslose Konsum ebenso wie die Suggestion einer Scheinkunstwelt, in der alles „machbar“ geworden ist. Die Vorstellung, daß man schlechterdings alles erkennen und diskutieren könne — sogar das Religiöse — hat dazu geführt, daß wir „in der geschwätzigsten Epoche der Geschichte leben“. Diesen Rauschzuständen als „geistige Irrwege der Gegenwart“ (so der Untertitel) geht Siebers in seinem Buch „Zeitalter im Rausch“ nach. Seine kritische Position zu diesen Rauschzuständen ist wohlthuend nüchtern und geht von der Erkenntnis aus, daß vorherrschende Trends eines Zeitalters noch kein verlässliches Zeichen dafür sind, daß so auch die wichtigsten Grundlinien der Zukunftsentwicklung gehen werden. „Wer wußte schon von Kopernikus oder Kepler und von der ‚Revolution des Denkens‘, die sie heraufführen sollten, als Renaissance, Reformation und philologischer Humanismus am Beginn der Neuzeit die Masse der Gebildeten erregten?“ (S. 7).
- Die wichtigsten Impulse eines Zeitalters kommen aus dem Stillen. Das gilt m. E. besonders auch für die religiöse Geistesgeschichte und für Erneuerungsbewegungen. Sie entwickeln sich zunächst jenseits der alltäglichen und zeitbezogenen Diskussion.
- Das Buch von Siebers decouvriert manche erregt diskutierte und von der Öffentlichkeit beachtete Zeiterscheinung als dummes Geschwätz und Eintagsfliege. Ein sehr lesenswertes Buch.
4. Mit großen Erwartungen nimmt man Max Lüschers „Signale der Persönlichkeit“ in die Hand, verspricht der Autor doch — bekannt durch den Lüscher-Test —, Verhaltensweisen, Zeichen und Mittel zu beschreiben, die jeder Mensch meist unbewußt benutzt, um seinen Mitmenschen verstehen zu geben, was für eine Art von Persönlichkeit er sei und wie er eingeschätzt werden möchte.
- Das Buch erinnert in seinem überzogenen Anspruch (vgl. Vorwort) an Morenos Soziometrie, die ja fast den Charakter einer Heilslehre annahm. Allerdings fehlt bei Moreno ein seichtes Bla-Bla, wie man es hier an vielen Stellen liest: „Die vom ‚Leben enttäuschten‘ Zwergmartyrer bleiben am Leim der Sicherheit kleben. Die konservative Gesellschaft

verspricht ihnen ein sicheres Vegetieren und Funktionieren, solange sie auf dem freudlosen Linoleum der konventionellen Tugenden herumkriechen. Je nach dem frommen oder weltlichen Jargon heißen ihre moralischen Krückstöcke entweder ‚Keuschheit‘, ‚Armut‘ und ‚Gehorsam‘ oder eben ‚Anständigkeit‘, ‚Altruismus‘ und ‚fleißige Pflichterfüllung‘. Wer diesen drei Tugenden bis zum Lebensende nacheifert, den belohnt die Gesellschaft mit den größten Todesanzeigen. Wer sich chronisch selbst verleugnet, darf sich auf seinen Nachruf freuen“ (S. 55). Oder: „Feste Bindungen festigen das Gesellschaftsgefüge, sie nützen dem Staat. Die Familie ist die Zelle des Staates. Dem Staat kann’s nur recht sein, wenn sich zwei Verliebte in eine Zelle sperren lassen. Er sanktioniert die Liebesbeziehung durch eine gesetzliche Bindung. Die Insassen einer Liebeszelle nennen ihre Institution Ehe und unterscheiden sich durch ihren freiwilligen Eintritt von den Insassen einer Gefängniszelle“ (S. 97). So geht das über Seiten! Dümmlischeres habe ich lange Zeit nicht in Händen gehalten. Selbstverständlich kann die Psychologie kompetente Aussagen machen zu Fragen wie z. B.: Welche Art von Menschen trägt einen Siegelring, raucht Pfeife, fährt einen Jaguar, hängt ihr Diplom an die Wand? Was verrät die Goldkette am Fußgelenk, das Reden über Weinsorten und Urlaubsreisen? Wer dekoriert sich mit einem Pudel, das Wohnzimmer mit einem Kamin oder mit Kerzen, die er beide nie anzündet? Aber die Art und Weise der Behandlung in dem Buch von Lüscher diskreditiert Wissenschaft.

5. Da ist das berühmte Hauptwerk von Skinner, dem anerkannten Psychologen und Wissenschaftler, auf den sich vor allem auch die Lerntheorie beruft, von anderem Format. Ohne plumpe Ausfälle geht er von seiner Theorie des menschlichen Verhaltens streng wissenschaftlich aus, definiert zunächst die Grundbegriffe (bedingte Reflexe, konditionierte und operante Reaktionen, Auffindung quantifizierbarer Funktionen anstelle von Ursache und Wirkung, Verhaltensformung, Analyse komplexer Fälle, Selbstkontrolle, Deprivations-, Sättigungs-, Vermeidungs-, Aversions-, Angst- und Strafverstärker u. a.). Sodann wendet er sein System an zur Betrachtung der Einzelperson, der Gruppen und Institutionen (er nennt letztere „Instanzen“). Das Buch endet mit einem Kapitel über die „Steuerung menschlichen Verhaltens“.

Aber gerade die streng „wissenschaftliche“ Vorgehensweise und Anwendung eines Theorie-Systems auf die Wirklichkeit muß sich die Frage gefallen lassen nach dem, was an Wirklichkeit im Netz der Theorie hängen bleibt. Und da offenbart sich dann doch m. E. diese Theorie als eine Frosch-Perspektive — oder besser gemäß den für die Konzipierung

der Theorie verwendeten Versuchstieren — als eine Sicht des Menschen aus der Perspektive der Ratte. Sieht man sich z. B. des näheren die Ausführungen dieser Theorie zur „Gretchenfrage“ an (S. 322 ff.) und ließt dann, daß Religionen eben „nichts als“ ... darstellen (nichts als Praktiken, Techniken, Steuerungen, kontrollierende Instanzen, Verstärkungstechniken, Maximierungen usw.), so tritt die ganze Dürftigkeit einer solchen wissenschaftstheoretischen Position zutage. Sie vermag sich notwendigerweise nur im Zirkel des *vorher* Definierten zu bewegen und verfehlt alles, was diesen Zirkel „transzendiert“. Freilich besteht ein Sonnenuntergang u. a. aus bestimmten Schwingungen, aber eben *unter anderem*; wer diese physikalische Seite absolut setzt und behauptet, er bestünde *nur* aus Schwingungen, ist nicht wissenschaftlich, sondern im wahrsten Sinne des Wortes „beschränkt“.

Trotz dieser grundlegenden Kritik ist es ein informatives Buch, das für jeden zur Pflichtlektüre gehört, der sich mit den Theorien der Verhaltensforschung auseinandersetzen will oder muß.

- 1) Werner Keller: Was gestern noch als Wunder galt, Die Entdeckung geheimnisvoller Kräfte des Menschen, Zürich 1973, Droemer-Verlag, 416 S., DM 29,50.
- 2) Manfred Josuttis und Hanscarl Leuner (Hrsg.): Religion und die Droge, Ein Symposium über religiöse Erfahrungen unter Einfluß von Halluzinogenen, Stuttgart 1972, Kohlhammer-Verlag, 167 S., DM 14,—.
- 3) Georg Siebers: Zeitalter im Rausch, geistige Irrwege in der Gegenwart, Stuttgart 1973, Klett-Verlag, 253 S., DM 24,—.
- 4) Max Lüscher: Signale der Persönlichkeit, Rollen-Spiele und ihre Motive, Stuttgart 1973, Deutsche-Verlags-Anstalt, 255 S., DM 24,—.
- 5) B. F. Skinner: Wissenschaft und menschliches Verhalten, München 1973 (zuerst englisch 1953), Kindler-Verlag, 427 S., DM 38,—.

Prof. Dr. N. Martin